



Berlin, den 25. September 1899.

Der Dreyfus-Särm.

Sola hat vor der gesitteten, für Wahrheit, Gerechtigkeit, Reinheit begeister-
ten Menschheit, an die er, in dem dazu besonders geeigneten Blatte des
Herrn Clemenceau, jetzt mitunter Offene Briefe richtet, neulich festgestellt,
daß das jerusalemitische Verfahren gegen den Galiläer, den wir Jesus von
Nazareth nennen, eine nicht annähernd so schändliche That war wie das Ver-
fahren des Kriegesgerichtes von Rennes gegen den früheren Artilleriehaupt-
mann Alfred Dreyfus. Denn, sagt der Patriarch von Medan, Jesus wurde
nur einmal verurtheilt, Dreyfus aber zweimal. Die Einfalt könnte zwar
beim Hören dieses Weisheitspruches bemerken, daß eine zweite Verurtheilung
des Galiläers nicht gut möglich war, weil er gleich nach der ersten gekreuzigt
und so der Jurisdiktion des hochwürdigen Herrn Kaiphas und der anderen
Vertreter des zwischen Säbel und Kutte geknüpften Bundes entzogen wurde.
Doch mit so nüchtern rationalistischen Einwänden darf man nicht in das
glühende Phrasenge-spinnt des großen Kapitalsepfers tölpeln, der sacht in
die Hohepriesterrolle des einst von ihm so grausam gelästerten Victor Hugo
hineinwächst. Der mächtige Poet, der früher Gambetta, den muthigsten Po-
litiker der dritten Republik, schmähete und für sein Vaterland alles Unheil
aus dem protestantischen Geist erwachsen sah, hat sich um öffentliche Ange-
legenheiten vorher kaum je gekümmert und steht nun entsezt, wie vor dem
ersten Sündenfall, vor einem Richterspruch, der ihm ungerecht scheint. Er
hat offen gesagt, er kenne die Geseze seines Landes nicht, wolle sie auch nicht
kennen, und stüzt sich auf sein gutes Dichterrecht, das ihm jeden rhetorischen
Ueberschwang, jeden phantastischen, über geschriebene, rechtlich geltende Say-

ungen hinwegführenden Flug erlaubt. Ist solches Vermessen strafbar, dann ist für Zola die Strafe hart genug, täglich hören zu müssen, seine Manifeste und Proklamationen würden seine prachtvollen epischen Schöpfungen im Gedächtniß der Menschen überdauern. . . Aber es scheint, daß auch in Deutschland, allwo man heute für Zola, den „geschäftsfinnigen Pornographen“ von vorgestern, schwärmt, die Stunde noch nicht gekommen ist, in ruhigem Ton über den Dreyfushandel zu sprechen. Das sollen vier documents humains beweisen, die ich in deutschen Lettern gedruckten Zeitungen entnommen habe.

I. „Das Interesse sämtlicher Börsen war heute ausschließlich durch die Frage beherrscht, welchen Ausgang der Prozeß Dreyfus nehmen werde. In Berlin hatte die amtliche Erklärung des Reichsanzeigers einen günstigen Eindruck hervorgerufen und die Börse in feste Stimmung versetzt. An der wiener Börse lagen zahlreiche Verkaufsordres vor. Das angebotene Material wurde jedoch noch an der Vorbörse ruhig aufgenommen und die Mittagsbörse eröffnete in fester Tendenz. Gegen halb zwei Uhr empfing ein hiesiges Bankinstitut aus Berlin eine Depesche des Inhalts, daß Frankfurt via Brüssel den Freispruch Dreyfus' melde. Kurz vorher waren bereits Gerüchte über ein freisprechendes Urtheil verbreitet, welche eine lebhaftere Bewegung und eine Courssteigerung der maßgebenden Spekulationspapiere hervorriefen. Als gleichzeitig an verschiedene Institute und Privathäuser telephonische Gerüchte über ein freisprechendes Urtheil anlangten, entwickelte sich neuerlich ein reges Geschäft.“

Neue Freie Presse.

II.

Dreyfus-Büste,

35 cm hoch, 5 Mark gegen Einsendung des Betrages.

Limborn jun., Köln, Rothgerberbach 46.

Kölnische Zeitung.

III. „Eine sonderbare Speisenskarte besitzt das Restaurant Rurgarten in der Kommandantenstraße 7—9. Da finden wir verzeichnet ‚Filet à la Dreyfus‘, ‚Dreyfus-Brötchen‘, ‚Schnitzel à la Labori‘. Für 1 M. 25 Pf. erhält man eine ‚Dreyfus-Affaire‘, für den selben Preis wird ein ‚Mennaisier Reinfall‘ servirt. Eine Erklärung für diese seltsamen Speisen bietet folgender auf den Speisencarten enthaltener Vermerk: ‚Mit Rücksicht auf das heldenhafte Auftreten des edlen Hauptmannes Dreyfus vor der ganzen Welt habe ich mich entschlossen, sämtliche bisher unter der Bezeichnung ‚Rurgarten‘ aufgeführten Speisen fortan mit dem Namen des oben genannten Helden Dreyfus zu benennen.“

Staatsbürger-Zeitung.

IV. „Dreyfus im berliner Thiergarten zu finden, so schreibt uns ein Mitarbeiter, Das hatte ich nicht erwartet. Und doch fand ich ihn gelegentlich einer kleinen Szene, die ich beim Spazirengehen belauschte. Da hatte sich auf einer Bank am Goldschloß eine Gesellschaft berliner Jungen zusammengefunden, die, wie ich von einem Nachbarplatz rasch mit Ergötzen feststellte, ‚Kriegsgericht in Rennes‘ spielte. Auf der Bank saßen die Richter; zwar waren es nur Drei an der Zahl, aber sie hatten Würde für Sieben. Vor ihnen, inmitten eines Bierdeckels, das mit dem Vineaal in den Kiesweg gezeichnet war, stand, von dem ‚Gendarmarie-Offizier‘ mit gezogenem Regenschirm bewacht, der unglückliche Angeklagte. Rechts von ihm

hatten die Bertheidiger Aufstellung genommen, von denen der Eine mit seinem gutmüthigen Pausbackengeficht wirklich ein Wenig an den wackeren Demange erinnerte, während der feurige berliner Labori sich von seinem französischen Namensgenossen außer durch einige andere Neugierlichkeiten auch dadurch unterschied, daß er hartnäckig Babóri (mit dem Ton auf der zweiten Silbe) angesprochen wurde. Ringsherum tummelten sich noch einige andere jugendliche Mitbürger, die offenbar noch keine Rollen erhalten hatten. Schon hatte der Präsident sich erhoben, da entstand unter dem versammelten Volk eine fürchterliche Keilerei; ein hübscher Krauskopf wehrte sich verzweifelt gegen eine Menge „schlagender“ Gründe, die von den Genossen mit großer Gelenkigkeit geltend gemacht wurden, und die Würde des Kriegsgerichtes war erst wieder hergestellt, als der Empörer mit einem trockigen „Ich spiel' nicht mit!“ das Weite gesucht hatte. Jetzt stand er in meiner Nähe und sah, mit verächtlichem Ausdruck, von fern zu, was die Anderen machten. „Weshalb haben sie Dich denn so verhauen?“ fragte ich ihn theilnehmend. Er sah mich von der Seite an und die Thränen kamen ihm wieder in die Augen. „Ich hab' Mercier sein sollen“, sagte er schluchzend. „Und Das war mir zu gemein. Jetzt paßt mir der ganze Krempel nicht!“ Sprach's und schlug sich seitwärts in die Tasche.“ Bossische Zeitung.

Das ist der Stil — andere Proben wurden hier schon früher gegeben —, in dem deutsche Zeitungen diesen französischen Rechtsfall behandeln. Außerdem wird uns erzählt, wie scandalös der russische Oberkurator Pobjedonoszew, der deutschen Lesern sonst nur in der Schreckgestalt einer menschlichen Bestie vorgeführt werden durfte, den Spruch des Kriegsgerichtes finde und wie gewaltig besonders in England, Italien, Oesterreich-Ungarn und der Türkei die sittliche Entrüstung über die gallischen Gräuelt hat. Im Ernst: auch in der Türkei. Eine alte englische Rechtsmaxime lautet: The law will allow an individual to be injured rather than the state should suffer hurt; und die Welt weiß, was bis in unser Jahrhundert hinein gegen britische Bürger, nicht nur gegen Hindus, Nigger und Buren, an schmähtlicher Unbill von England geleistet worden ist. Zwar ist die Erinnerung an die ruchlosen Rechtsbrüche noch lebendig, deren Opfer unter den Crispi, Bellouy und Banffy sozialistische Gelehrte und Agitatoren wurden, und in einer österreichischen Stadt ist eben erst ein Jude, gegen den nicht das geringste Beweismaterial vorlag, zum Tode verurtheilt worden, weil der Staatsanwalt, die Geschworenen und die Richter den arbeitlosen Tagelöhner eines Ritualmordes für fähig hielten. Engländer, Italiener, Magyaren und Oesterreicher sind trotzdem nicht mit Kollektivbeschimpfungen überhäuft worden. Und die Türkei, wo noch jetzt ohne Anklage und Spruch Menschen ersäuft, erwürgt und vergiftet werden, die Türkei, deren Boden mit dem Blut der in Hekatomben hingemegelten Christen gedüngt ist, wird dennoch würdig befunden, unter den Freunden Deutsch-

lands zu paradiren; und wenn türkische Blätter Zornartikel gegen die Richter von Rennes bringen, wenn Frankreichs Botschafter am Goldenen Horn, Herr Constans, der in Gemeinschaft mit Quesnay de Beaurepaire im Verfahren gegen Boulanger das Recht frech beugte und brach, sich von dem gegen Dreyfus gefällten Urtheil „tief erschüttert“ zeigt, — dann werden auch diese „erfreulichen Zeichen menschlicher Solidarität im Kampf um das Recht“ mit ernsthaftester Pünktlichkeit uns übermitteln. Denn überall, so scheint es, thront in reiner Würde, unangetastet, das Recht und nur Frankreich ist die vom Unrecht verseuchte Stätte. Deshalb muß Frankreich aus der Reihe der Kulturstaaten gestrichen, mit Schimpf und Schande aus der Menschengemeinschaft gestoßen werden. . . Wer diesem Geheul lauscht, wird schon eine ernste Erklärung für den Lärm finden, der sich seit Jahren an den Namen des französischen Artilleriehauptmannes heftet. Die Pharisäer der ganzen Erde schlagen an die Brust und jubeln, daß sie nicht sündig sind wie Jene. Frankreichs kräftigster Dichter hat vor Jahrhunderten schon darob geseufzt, daß von allen Lastern nur die Heuchelei immer straflos bleibe. Die Fremden, die im nächsten Sommer zur pariser Weltmesse pilgern, sollten nicht versäumen, Molières festin de pierre anzusehen und auf das Wort zu hören: *Tous les autres vices des hommes sont exposés à la censure et chacun a la liberté de les attaquer hautement; mais l'hypocrisie est un vice privilégié qui de sa main, ferme la bouche à tout le monde et jouit en repos d'une impunité souveraine.* Der Mann, der diesen Satz spricht, ist kein fleckenloses Tugendmuster, aber ein sehr kluger Menschenkenner.

Da aber täglich an irgend einem Ort Europas ein Unschuldiger verurtheilt wird und diese Thatsache so unbestritten ist, daß für solche Unglückliche sogar gesetzliche Entschädigungen verlangt werden: wie kam es, daß gerade die *Affaire* den Pharisäern das Stichwort lieferte? An dem Tage, wo in Rennes das Urtheil gesprochen wurde, landete in Marseille Benjamin Rehnier, der, weil er ein kleines Mädchen gemordet haben sollte, 1881 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden war. Er hat achtzehn Jahre im Bagno zugebracht; dann wurde seine Unschuld bewiesen und der Präsident Loubet begnadigte ihn. Warum hat man von ihm nichts gehört, warum gilt nur Alfred Dreyfus als das bejammernswerthe Opfer schlechter Justiz, dessen Unschuld doch nicht bewiesen ist und der, wenn er unschuldig ist, doch nur vier Jahre im Fieberkerker geschmachtet hat? Die Antwort ist schnell gefunden. Rehnier ist ein armer Teufel und Dreyfus hatte, als er

heirathete, ein Vermögen von 600 000 Francs, hatte reiche Verwandte und gehörte einer Stammesgemeinschaft an, die unter seiner Verurtheilung in ihrer Gesamtheit litt und deshalb in löblicher Opferwilligkeit Alles aufbot, um die Rehabilitirung des Verbannten zu erreichen. Sie schuf den Glauben, Dreyfus sei nur verurtheilt worden, weil er Jude ist, — in Frankreich, wo schon 1819 der jüdische Baron Wolff eine der höchsten Stellen in der Armee einnehmen konnte und wo, nach eigenem Zeugniß, weder Dreyfus noch sein jüdischer Kamerad Weill jemals unter antisemitischer Anfeindung zu leiden hatte. Sie brachte auch die für den Kampf nöthigen Mittel auf; und wenn es auch nicht, wie Herr von Freycinet meinte, fünfunddreißig Millionen waren, so muß die Campagne doch recht viel Geld gekostet haben. Das hat der Sozialdemokrat Millerand, der unter Herrn Waldeck-Rousseau heute Handelsminister ist, schon vor zwei Jahren in der Deputirtenkammer behauptet; und nur die Naivsten können sich dem Wahn hingeben, die pariser Blätter, deren Sitten der Panamadiebstahl doch hinreichend beleuchtet hat, hätten sich sämmtlich selbstlos in den Dienst des Rechtes und der Wahrheit gestellt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, alle Leute, die für Dreyfus eintreten, seien bestochen worden — solche plumpe Lügen bleiben den Demagogen vom Schläge Drumonts überlassen —; aber hätten die vielen ehrlichen Männer und Frauen, die seit Jahren nun in der Affaire leben und weben, überhaupt Etwas davon erfahren, wenn die interessirte Geldmacht nicht für publicité in weitestem Umfange gesorgt hätte? Würden in Deutschland Dreyfus-Büsten verkauft und Dreyfus-Speisenkarten aufgelegt werden, wenn den Deutschen nicht erzählt worden wäre, der Mann, der in einer Konvenienzehe, dem Resultat einer bourgeoisen Geldheirath, lebte und, wie andere schwache Menschen, manchen Schritt vom Wege that, sei ein lichter Heros, ein an heiliger Reine dem Heiland ähnlicher Dulder, und seine Gegner seien noch zu zärtlich bezeichnet, wenn man sie den Abschaum der Menschheit nenne? Der Sturm, der ein ganzes Reich in den Abgrund zu reißen drohte, ward nur dadurch möglich, daß der Glaube geschaffen und genährt wurde, hier sei nie Gesehenes, nie Erhörtes geschehen. Das vermochte das Geld. In einem Lande, dem in zehn Jahren vierzehnhundert Millionen Francs von Börsendieben gestohlen worden sind, machte man plötzlich die Entdeckung, daß die Justiz, die den Panamaräubern doch kaum die Haut gerigt hatte, manchmal im Bann der Klassen- und Kastenvorurtheile befangen sei. Staunen empfing ringsum diese funkelnagelneue Wahrnehmung. Alle guten Bürger scharten sich zusammen, Radikale schlossen mit Opportunisten

den Bund und neben dem General Gallifet, dem „Communardenmörder“, nahm im Ministerium der Sozialdemokrat Millerand Platz. Diese Entwicklung hatte Anatole Leroy-Beaulieu vorausgeahnt, als er schrieb: Seit der alte Glaube entschwunden, die alte Ehrfurcht vor Autoritäten enturzelt ist, hat die Geldmacht kein Gegengewicht mehr. Das Checkbuch vereint an den großen Tagen alle Parteien und bildet den Mittelpunkt der Konzentration aller Republikaner.“ Die fettigen Vogelfänger mögen sich beim Betrachten des stattlichen Himpelschwarmes, der ihnen auf den Leim ging, oft vor Lachen geschüttelt haben. Und wer will sich darüber wundern, daß es Leute giebt, die sich, trotzdem sie weder den Menschen noch den Juden Dreyfus hassen, über den Spruch des Kriegsgerichtes gefreut haben, weil er den Zweifelnden bewies, daß durch Geld doch heutzutage noch nicht Alles zu erreichen ist?

Der Spruch mag ungerecht sein. Man hatte ihn, als der Prozeß begann, schon zu diskreditiren gesucht. Die Richter wurden als voreingenommen, gehässig, beschränkt geschildert; ihre rohen Kommissgesichter, so hieß es, verriethen schon, was von ihnen zu erwarten sei. Der als Staatsanwalt fungirende Offizier, ein recht unfähiger, aber offenbar gutmüthiger und dem Angeklagten ungefährlicher alter Herr, wurde in den Darstellungen zum senilen Satan, zum tückischen Mikrokephalen, der nur von dem Wunsch erfüllt sei, das einmal umklammerte Opfer nicht mehr aus den Fängen zu lassen. Die Vorbereitungen waren, wie man sieht, recht umsichtig getroffen: wurde Dreyfus verurtheilt, dann hatte man vorausgesagt, daß solche Hallunken das Recht beugen würden; wurde er freigesprochen, dann war die Macht der Wahrheit eben so groß, daß selbst solche Blutrichter ihr nicht Widerstand leisten konnten. Damit war aber die Sache noch nicht abgethan. Der Prozeß wurde nicht nur im Uyceum der bretonischen Stadt, sondern auch in der pariser Presse geführt. Jeder dem Angeklagten ungünstige Zeuge wurde öffentlich entkleidet, sein Lebenswandel durchwühlt, jeder Fleck im hohen Stof seiner Personalakten durchstöbert, jedes Wort seiner Aussage gedreht und gewendet, bis sich die Möglichkeit eines Zweifels, eines Widerspruches mit anderen Aussagen ergab. In Berlin leben ungefähr achthundert Rechtsanwälte. Glaubt irgend Einer von ihnen, daß solchem System auch nur eine von hundert Anklagen widerstehen könnte, die vor deutschen Gerichten vertreten und im Sinn der Staatsanwaltschaft erfolgreich durchgeführt werden? In Deutschland wäre Dreyfus unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgeurtheilt worden; kein Mensch hätte vom Verlauf der Beweisaufnahme und des Verfahrens auch nur eine Sterbenssilbe gehört; und wer die

Unbefangenheit der Richter anzugreifen gewagt hätte, Der wäre, ohne einen Wahrheitbeweis versuchen zu dürfen, ins Gefängniß gekommen. Kein bürgerliches Gericht hat bei uns das Recht, militärische Urtheilsprüche zu revidiren; und daß es auch vor unseren Kriegsgerichten nicht ohne Irrthum, Standesvorurtheil und psychologische Fehler abgeht, wüßte man, auch wenn verständige Offiziere nicht ganz offen darüber sprächen. Freilich herrscht in unserer Militärverwaltung eine besser geordnete und, wie wir hoffen wollen, auch sauberere Wirthschaft als in dem demokratischeren Gemeinwesen jenseits der Vogesen. Aber wir haben es nicht mit einer Untersuchung französischer Armeeverhältnisse, sondern mit dem angeblich dem Hauptmann Drehsus zugefügten Unrecht zu thun. Und da lauten die Vorwürfe: im ersten Verfahren seien den Richtern belastende Papiere vorgelegt worden, die dem Angeklagten und dem Vertheidiger verborgen blieben; und im zweiten Verfahren sei es die unabweisbare Pflicht der Richter gewesen, den Angeklagten freizusprechen, weil er durch die Beweisaufnahme nicht überführt worden sei. Ueber beide Beschuldigungen hat hier schon ein Mann gesprochen, der als Staatsanwalt und Richter im deutschen Norden hohe Stellungen eingenommen hat. Der frühere Reichsgerichtsrath Otto Mittelstaedt hat am neunzehnten März 1898 in der „Zukunft“ gesagt: „Das gehört nun einmal zu dem System heutigen militärischen Kundschafterwesens, daß darin Dinge vorkommen, die im Interesse der eigenen Landesicherheit es nicht vertragen, altenkundig gemacht, damit unzuverlässigen Unterbeamten und unverantwortlichen Advokaten preisgegeben zu werden, und denen man doch eine gewisse Einwirkung auf die Urtheilsfindung ermöglichen will. . . Wenn drei mit den persönlichen, örtlichen, sachlichen Verhältnissen des Generalstabes genau vertraute Offiziere in verantwortlicher Stellung auf ihren Eid versichern, die im Vorderau genannten geheimen Papiere seien thatsächlich ihren Bureauz entfremdet worden und Alfred Drehsus sei von allen in Frage kommenden Personen der Einzige, der in der Lage gewesen sei, diese Felonie zu begehen, so weiß ich nicht, ob mir als Richter ein solches Zeugniß für sich allein nicht schon genügt hätte, ein Schuldig auszusprechen.“ In Rennes haben fünf Kriegsminister nebst den höchsten Chefs des Generalstabes und der Artillerie auf ihren Eid versichert, nur Drehsus könne den Verrath begangen haben, und es sei als völlig ausgeschlossen zu betrachten, daß der ehemalige Frontoffizier Walsin-Esterhazy, den die Drehsuspartei als den Schuldigen bezeichnet, in den Besitz der verrathenen Geheimnisse gelangt sein könne. Das

hörten die im Glauben an militärische Autoritäten erzogenen Offiziere. Sie hörten auch, daß der Angeklagte Dinge leugnete, die er, nach der Aussage einwandfreier Zeugen, nicht leugnen durfte, daß er seine Kameraden über die intimsten Dienstgeheimnisse ausgefragt, wider Sitte und Ordnung sekrete Papiere mit in seine Wohnung genommen, sich häufig ohne Paß im Elfaß aufgehalten und dem österreichischen Militärattaché Schneider, der doch informirt sein mußte, als der wirkliche, gerecht verurtheilte Schuldige gegolten hatte. Diese Wahrnehmungen — und die Liste der Indizien ist damit noch lange nicht beendet — schienen fünf von sieben Richtern hinreichend und sie sprachen die Verurtheilung aus. Wer will behaupten, in irgend einem Militärstaat hätte ein Kriegsgericht unter den selben Umständen anders gehandelt? Und wer kann beweisen, daß der Spruch der Richter nicht der Ausdruck ihrer conviction intime war, die das Gesetz fordert?

Ja, sagen die Dreifusarden, wenn die Richter von seiner Schuld überzeugt gewesen wären, dann hätten sie Dreifus nicht mildernde Umstände bewilligt. Für einen reichen Offizier, der sein Land verrathen hat, kann es keine mildernde Umstände geben. Aber in den uniformirten Schurken regte sich endlich doch das Gewissen und sie scheuten vor der äußersten Konsequenz ihrer Rechtsbeugung zurück. . . . Bei solchen Rindereien braucht man sich nicht aufzuhalten. So glaubwürdig, wie das Bild von den hartgefotenen Sündern mit dem ängstlichen Gewissen wäre am Ende auch die Behauptung, die Abstimmung sei eine abgekartete Komödie gewesen und die beiden freisprechenden Boten hätten nur zeigen sollen, daß nicht das ganze Offiziercorps wie eine feste Phalanx gegen Dreifus stand. Die Gewährung mildernder Umstände läßt sich viel einfacher erklären. Vor den Richtern stand ein Mensch, der furchtbar gelitten, den man aus dem Grabe geholt und mit dem Licht neuer Hoffnung belebt hatte. Er hatte in kurzer Zeit Wandlungen des Geschickes erfahren, wie keines Sterblichen Kraft sie zu tragen vermag. Und seit Monaten wurde erzählt, er sei ein totkranker Mann, gebrochen, schwindfüchtig, vom Fieber fast aufgezehrt. Es wäre die äußerste Barberei gewesen, den Siechen, eben noch von neuer Heilshoffnung Trunkenen abermals auf die Galeere zu schicken. Das aber hätte das Gesetz verlangt, das für Landesverrath keine andere Strafe kennt als Tod oder Deportation. Nur die Bewilligung mildernder Umstände — die ja nicht nur im Thatbestand, sondern auch in den persönlichen Verhältnissen des Thäters zu finden sein können — bot aus dieser Bedrängniß einen Ausweg. Die Richter mögen sich auch gejazt haben, die günstigere Auffassung zweier dissentirenden Beisitzer dürfe bei der Fest-

setzung des Strafmaßes nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Unser Gerichtsverfassungsgesetz bestimmt im dritten Absatz des Paragraphen 198: „Bilden sich in einer Strafsache mehr als zwei Meinungen, deren keine die Mehrheit für sich hat, so werden die dem Beschuldigten nachtheiligsten Stimmen den zunächst minder nachtheiligen so lange hinzugerechnet, bis sich eine Mehrheit ergibt.“ Und in Frankreichs Code de justice militaire steht die Bestimmung: La peine est prononcée à la majorité de cinq voix contre deux. Si aucune peine ne réunit cette majorité, l'avis le plus favorable sur l'application de la peine est adopté. In beiden Ländern werden verständig beratende Richter nur höchst ungern den gesetzlichen Nothausweg wählen; sie werden sich bemühen, auf einer Mittellinie eine Einigung zu erreichen, die dem Angeklagten nicht die Wirkung der ihm vortheilhafteren Voten entzieht. Für gewissenhafte Richter sollte die Thatsache, daß zwei unter ihnen die Schuldfrage verneint haben, Gewicht genug haben, um sie bei der Strafabmessung zu der äußersten Milde zu stimmen, die das Gesetz irgendwie erlaubt — selbst wenn es sich nicht, wie in Rennes, um einen Schwerverkranken handelt, der unter abnormen Verhältnissen gelitten hat und zweimal einem hochnotpeinlichen Prozeß um Ehre und Leben ausgesetzt worden ist.

... Vor anderthalb Jahren hat Mittelstaedt hier gesagt: „So viel erscheint mir unter allen Umständen gewiß: würde heute die Familie des Alfred Dreyfus auf Grund eines Prozeßfehlers eine Wiederaufnahme des Verfahrens erzielen, Alfred Dreyfus würde von Neuem verurtheilt werden“. Die Prophezeiung eines Kriminalisten von großer Erfahrung in jeglicher Form des Prozeßrechtes hat sich erfüllt; und wir haben gesehen, wie wenig die groben Scheltworte und Schmähungen einer kühlen Prüfung des Sachverhaltes entsprechen. Bismarck pflegte, als die Affaire schon Staub aufwirbelte, zu sagen, man solle die Finger von brenzlichen Stoffen lassen und sich um die innere Politik Frankreichs möglichst wenig kümmern. Wenn die verantwortlichen Leiter der Reichsgeschäfte aber glaubten, von diesem Weg weichen und für einen unschuldig Verurtheilten eintreten zu sollen, dann gab es ein einfaches Mittel, das fait nouveau zu schaffen, das zur Kassation des in Rennes gefällten Spruches und zur Freisprechung des zweimal Verurtheilten führen muß: sie brauchten nur durch den Fürsten Münster der französischen Regierung amtlich die Mittheilung unterbreiten zu lassen, daß die im Vordercau aufgezählten Dokumente und Notizen von dem früheren Major Walsin-Esterhazy der deutschen Regierung verkauft worden sind.

Die öffentlichen Glücksspiele.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß zwei Wissenschaften — die Rechtswissenschaft und die Nationalökonomie —, die sonst in der Regel einträchtig zusammenwirken, auf dem Gebiete der Glücksspiele gesonderte Wege wandeln. Während die Rechtswissenschaft die Lehre vom den Glückverträgen längst in einer reichhaltigen Literatur verarbeitet hat, hat sich die Nationalökonomie bisher nirgends mit der Frage nach der Berechtigung oder doch der Begründung des Spieltriebes befaßt und sich den Glücksspielen gegenüber stets ablehnend verhalten. Und doch liegt der Spieltrieb tief in der menschlichen Natur und die Glücksspiele sind eben so alt wie das Menschengeschlecht. Die Erklärung dieser auf den ersten Blick befremdenden Erscheinung ist wohl vorwiegend in dem Umstande zu suchen, daß die Jurisprudenz den Erscheinungen und Thatfachen des Wirtschaftslebens ein vorwiegend formales Interesse entgegenbringt, d. h. daß die Jurisprudenz diese Thatfachen einfach hinnimmt, ohne weiter nach ihren Ursachen und Entstehungsgründen zu fragen, und sich damit begnügt, ihre juristische Seite zu erforschen und in das bestehende Rechtssystem einzufügen. Die Jurisprudenz also stand den Glücksspielen und Glückverträgen ganz unbefangen gegenüber und erforschte deren juristisches Wesen. Die Nationalökonomie hingegen, deren Aufgabe es ist, die wirtschaftliche Bedeutung und die Entstehungursachen der Vorgänge zu ergründen, gelangte nicht zu einer richtigen Erkenntniß der Glücksspiele, weil sie sich in der eigenen Falle fing. Definiert man nämlich — was ja an sich ganz richtig ist — die Wirtschaft als „diejenige planmäßige Thätigkeit, welche darauf gerichtet ist, den Bedarf an Gütern zu decken“, so liegt es nah, anzunehmen, daß für die Glücksspiele innerhalb des Begriffes „Wirtschaft“ oder „Wirtschaftlichkeit“ kein Raum ist, weil es nicht wohl angeht, einen regelmäßigen Haushaltungs- und Wirtschaftsplan etwa auf der Grundlage des Würfelspieles aufzubauen. Wenn man von dieser Anschauung ausgeht, erscheint es ganz selbstverständlich, daß die Arbeit und nur die Arbeit die Grundlage jeder vernünftigen Wirtschaft sein könne; und ist Dem so, dann muß man konsequenter Weise die Glücksspiele als eine Art von Krankheit, als eine Verwirrung, kurz, als Etwas, das nicht sein soll, betrachten. Dem entsprach denn auch die Haltung der zünftigen Nationalökonomie gegenüber den Glücksspielen; sie hatte nur Worte der Mißbilligung für sie.

Ermägt man jedoch, daß die Glücksspiele, wie gesagt, eben so alt sind

wie das Menschengeschlecht und daß sie überall vorkommen, wo Menschen leben, dann muß man wohl zugeben, daß die Lust an den Glückspielen auf eine in der menschlichen Natur liegende Ursache zurückzuführen ist. Die Frage nach dieser Ursache hat sich Herr Dr. Rudolf Sieghart in seinem neuen Buch „Die öffentlichen Glückspiele“ (Wien, bei Ranz, 1894) vorgelegt und sie meines Erachtens auch richtig beantwortet. Betrachtet man nämlich das menschliche Leben mit unbefangenen Blicken, so zeigt sich, daß unser ganzes Thun und Lassen zum guten Theil nichts Anderes ist als ein ununterbrochenes Hazardspiel. Der Landwirth, der seine Saaten dem Boden anvertraut, wagt, weil er nicht weiß, wie sich die Witterung und damit seine Ernte gestalten wird; der Fischer, der hinausfährt, um seine Netze auszuwerfen, wagt, denn er weiß nicht, ob er viel oder wenig nach Haus bringen wird. Der Jäger wagt, denn er weiß nicht, ob es ihm gelingen wird, ein Stück Wild zu erlegen; der Bergbau ist bekanntlich erst recht ein riskantes Geschäft; die Wahl des Berufes ist eine Art Lotteriespiel. Wer sich als selbständiger Unternehmer — einerlei, ob als Industrieller, als Kaufmann, als Arzt, als Advokat — niederläßt, riskirt, weil er nie wissen kann, wie weit ihn die Sache „glücken“ wird. Ja, Der selbst, der in ein Dienstverhältniß gegen fixen Lohn tritt, wagt bis zu einem gewissen Grade, weil er nicht voraussehen kann, welche Anforderungen der Dienst an ihn stellen und ob er einen wohlwollenden oder einen unangenehmen Vorgesetzten über sich haben wird. Aber auch sonst spielt der unberechenbare Zufall im Leben überall mit. Der Werth unseres Vermögens wird stündlich von der Konjunktur beeinflusst; eine zufällige Entdeckung kann den Einen reich, eine durchkreuzte Spekulation den Anderen arm machen; eine zufällige Begegnung auf der Straße kann für unsere Existenz und Zukunft entscheidend werden. Und wird schließlich nicht auch unsere Gesundheit und unser Leben auf Schritt und Tritt von tausend unvorhergesehenen Zufälligkeiten beeinflusst und bedroht?

Wenn also unser ganzes Leben von der Wiege bis zum Grabe ein ununterbrochener „Kampf ums Dasein“ ist und wenn dieser Kampf, wie jeder, ein Glückspiel ist, weil kein Mensch im Stande ist, die Kräfte seines jeweiligen Gegners oder die Größe der sich ihm entgegenstellenden Widerstände in Voraus genau abzuwägen und zu ermessen, dann darf man sich darüber nicht wundern, daß der Gang zum Wagnis und Gewinnen, der dem Menschen von seiner frühesten Kindheit anezogen wird, ihm zur zweiten Natur geworden ist und bei jeder Gelegenheit durchbricht. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß ein Mensch, der Karten oder Würfel spielt, ein verdienstliches Werk thut; allein es erklärt sich hieraus, daß das Moralisiren nicht allzu viel nützt und daß schließlich die verschiedenen Staaten nicht so

Unrecht hatten, wenn sie im Gefühl ihrer Ohnmacht vor dem Spieltrieb kapitulirten und ihn in die Form des „Lotto-Regals“ zum Theil etwas einzudämmen, zum Theil im eigenen Interesse finanziell auszubeuten bestrahlt waren. Es ist zwar ein ziemlich magerer Trost, aber wenn die Leute schon durchaus ihr Geld in der Lotterie vergeuden wollen, dann ist es relativ immer noch das Beste, wenn die Verluste, die die Spieler erleiden, nicht zur Bereicherung irgend eines Einzelnen dienen, sondern wenigstens zum Theil der Gesamtheit — dem Staat — zufließen.

Unter den verschiedenen Glücksspielen nimmt die Lotterie wegen ihrer weiten Verbreitung und staatlichen Regelung bekanntlich den ersten Platz ein; die Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer Bedeutung bildet den Inhalt des interessanten Buches.

Entscheidungen durch das Loos — also die Anrufung des Zufalles, um eine unparteiische, von dem Hinzutreten der betreffenden Personen ganz unabhängige Entscheidung herbeizuführen — sind uralt. Schon in der Bibel wird berichtet, daß Josua das gelobte Land unter die Stämme Israels durch das Loos vertheilte; und in der selben Weise bestimmten die Griechen vor Troja die Reihenfolge der Aufstellung zum Wettrennen. Ähnliche Zufallsentscheidungen bildeten in Rom den Gegenstand gewisser Volksbelustigungen. Nach Volksthümlichkeit strebende römische Kaiser, doch auch reiche Bürger pflegten bei festlichen Anlässen das Volk mit Geschenken zu betheilen, und zwar in zweifacher Weise. Entweder wurden Zettel mit Anweisungen auf Verbrauchsgegenstände, wie Getreide oder Wein, vertheilt und der Inhaber des Zettels erhielt dann die darauf verzeichneten Waaren; oder es wurden viereckige Täfelchen von Holz oder Metall oder hölzerne Kugeln unter das Volk geworfen und der Ergreifer bekam Das, worauf das Täfelchen oder die Kugel lautete. Bekanntlich kommt Ähnliches auch heute noch vor, da bei Krönungen oder sonstigen Festen Münzen unter die Menge geworfen werden.

Ungefähr seit dem fünfzehnten Jahrhundert versielen in Italien findige Kaufleute auf die Idee, ihren Waarenabsatz im Wege des Ausspielgeschäftes zu beschleunigen und auszubeuten; sie nahmen von mehreren Kauflustigen Theilzahlungen an und Der, dessen Name aus der Urne gezogen wurde, erhielt das entsprechende Waarenquantum. Dieser Gedanke wurde später weiter ausgebaut. Zwei Urnen wurden aufgestellt. In die eine wurden Zettel oder Täfelchen mit dem Namen oder der sonstigen Bezeichnung der Käufer (die natürlich vorher ihre Theilzahlung geleistet haben mußten) eingelegt. In die zweite Urne wurden eben so viele Zettel oder Täfelchen eingelegt, von denen die meisten unbeschrieben waren, während nur auf wenigen (dreien oder vieren) die betreffende Waare oder Waarenmenge verzeichnet stand. Nun wurden abwechselnd aus jeder Urne je ein Zettel oder Täfelchen gehoben und der

Spieler, dessen Name gleichzeitig mit einem „prämiirten“ Zettel oder Täfelchen gezogen wurde, gewann die dort verzeichnete Waare. Dabei blieb die Entwicklung nicht stehen. Begnügten sich die Kaufleute bis dahin, einen Theil ihrer effektiv vorhandenen Waare auszuspielen, so begann man später, verschiedene, möglichst verlockende Gegenstände zu dem Zweck zu erwerben, sie als Treffer in einer Verloosung auszuspielen. Und wenn früher der Kaufmann, der einen Theil seiner Waare ausspielte, die Einsätze der Spielenden so festsetzte, daß er einen angemessenen Verkaufspreis für seine Waare erzielte, so machte man allmählich die Entdeckung, daß sich bei einem solchen Auspielgeschäft ein ganz hübscher Gewinn erzielen ließ, wenn man geringwerthige Gewinngegenstände anschaffte und eine verhältnißmäßig größere Zahl von Loosen ausgab.

Damit erst war die Lotterie als Gewinn bringendes Unternehmen für den Veranstalter erfunden. Die Veranstaltungen solcher Verloosungen mehrten sich in Italien und bald hatte auch der Staat dabei seine Hand im Spiel, — anfangs allerdings nur zum Schutz der Spielenden. Als man nämlich zu der Erkenntniß gelangt war, daß sich aus der Veranstaltung von Verloosungen unter Umständen ein ganz hübscher Gewinn heraus schlagen lasse, waren weniger schwerfällig angelegte Naturen schnell bestrebt, diesen Gewinn dadurch thunlichst zu vergrößern, daß sie eine möglichst große Anzahl von Loosen ausgaben und möglichst geringwerthige Gegenstände als Treffer auswarfen. Um solchen Mißbräuchen zu steuern, wurden der Privatwillkür Schranken gezogen und bestimmt, daß stets eine obrigkeitliche Aufsicht und Schätzung der Spielgegenstände stattzufinden habe. Bei diesem Anlaß mußte sich jedoch der Staatsverwaltung von selbst die Erkenntniß ausdrängen, daß die Veranstaltung von Lotterien, wenn sie dem privaten Unternehmer einen Gewinn abwarf, auch ein gutes Mittel sein müsse, die Staatseinnahmen zu vermehren. Es war daher nur ein kleiner Schritt weiter auf der Bahn der Entwicklung, wenn der Staat selbst die Veranstaltung einer Lotterie in die Hand nahm. Und da es für die Staatsverwaltung zu umständlich und unbequem erschien, erst besondere Gegenstände anzukaufen, um sie dann als Treffer auszuspielen, so war es auch wieder nur ein kleiner Schritt, bis man sich entschloß, die Treffer in baarem Gelde festzusetzen. Damit war man bei der heutigen Geldlotterie angelangt. Eine der ersten dieser staatlichen Geldlotterien war die im Jahre 1530 von der Regierung in Florenz veranstaltete, bei der der Einsatz einen Dukaten betrug. Von Italien aus verbreiteten sich die Lotterien ziemlich rasch nach den übrigen Staaten Europas, zunächst so, daß private Auspielungen und staatliche Lotterien friedlich neben einander bestanden. Allmählich aber mußte die Staatsgewalt sich zum Herrn des gesammten Lotteriewesens zu machen und das „Lotterie-Regal“ durchzusetzen, das darin besteht, daß der Staat allein das Recht hat, Lotterien zu veranstalten, und daß nur

Privatpersonen oder Körperschaften Lotterien veranstalten dürfen, denen der Staat die ausdrückliche Bewilligung hierzu erteilt, — eine Bewilligung, die bekanntlich oft erbeten und (namentlich für wohlthätige oder gemeinnützige Zwecke) gewährt wird.

Die weitere Entwicklung des Lotteriewesens in den verschiedenen Staaten war eine ziemlich wechselvolle. Eine ganze Reihe der großartigsten und abenteuerlichsten Pläne für staatliche Lotterie-Unternehmungen tauchte auf, die zwar auch versucht wurden, aber fast sämmtlich wegen ihrer Verkehtheit und Kühnheit scheiterten. Nur beiläufig mag erwähnt werden, daß die Lotterie auch in den Dienst der merkantilistischen Ideen treten mußte. Die einzelnen Staaten veranstalteten nämlich Lotterien, um das Geld im Lande zu erhalten, d. h. um die Bürger abzuhalten, ihr Geld in die Lotterien fremder Staaten zu tragen, und, um Ausländer zu veranlassen, in der inländischen Lotterie zu spielen, also Gold und Silber aus dem Auslande heranzuziehen. Aus dem wirren Durcheinander der verschiedensten und tollsten Lotterie-Pläne und Lotterie-Unternehmungen jener Zeit kristallisirten sich allmählich drei Arten von (staatlichen) Geld-Lotterien heraus, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben: die Genuesische Lotterie oder das Zahlen-Lotto, die Holländische oder Klassen-Lotterie und die Lotterie-Anleihe.

Die Genuesische Lotterie besteht bekanntlich darin, daß in eine Urne neunzig Nummern gelegt werden, von denen fünf gezogen werden. Den Spielern steht es frei, die Nummern in den verschiedensten Kombinationen zu besetzen, und die Gewinne sind (nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung) verschieden abgestuft, je nachdem nur eine, zwei, drei oder vier der besetzten Nummern oder eventuell alle fünf (Extrato, Ambe, Terne, Quaterne oder Quine) gezogen wurden. Die Heimath dieser Art von Lotterie ist, wie der Name andeutet, Genua. Als ihr Erfinder wird der dortige Rathsherr Benedetto Gentile genannt und im Jahre 1720 soll sie zum ersten Male veranstaltet worden sein. In Genua herrschte nämlich, der Brauch, die neuen Rathsherrn durch das Loos aus der Zahl der Kandidaten zu bestimmen; und da die Bevölkerung diesem Vorgange stets ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte und Wetten sehr beliebt waren, pflegten die Bürger zu wetten, auf welchen Namen das Loos fallen werde. Bald traten an die Stelle der Namen der Bewerber und der Rathsherrn einfache Nummern und damit war das Zahlen-Lotto geschaffen.

Die Klassen-Lotterie ist speziell in Deutschland so allgemein bekannt, daß eine Schilderung ihres Wesens an dieser Stelle ganz überflüssig erscheint. Nur eine Bemerkung möge hier Platz finden. Man pflegt gewöhnlich die Genuesische Lotterie mit der sich an sie knüpfenden Traumdeuterei und Traumbücher-Literatur unbedingt zu verurtheilen und ihr gegenüber die Klassen-

Lotterie als etwas verhältnißmäßig Harmloses hinzustellen. Ueber die unbedingte Verwerflichkeit des Zahlen-Lottos ist selbstverständlich kein Wort weiter zu verlieren; aber die vielgepriesene Klassen-Lotterie ist um kein Atom besser. Wichtig ist nur, daß die Klassen-Lotterie mit den Träumen und der Traumdeuterei nichts zu schaffen hat. Allein wenn zu Ungunsten des Zahlenlottos immer darauf hingewiesen wird, daß diese Form der Lotterie in erster Reihe auf die unteren und unbemittelten Bevölkerungsklassen spekulirt, so gilt von der Klassen-Lotterie so ziemlich das Selbe, weil durch die Theilung der Loose auch dem ganz kleinen Manne die Theilnahme am Spiele ermöglicht wird. Auch bilden sich für diesen Zweck bekanntlich jedesmal Spielgesellschaften von mehreren Personen, die gemeinschaftlich ein Zwölftel-Loos kaufen, oder es entstehen eigene Winkel-Wechselstuben, die von ganz unbemittelten Leuten die Spieleinsätze in Pfennigen einsammeln und zum Ankauf von Loosen oder Theil-Loosen verwenden. Daß ein solcher Unternehmer sich für seine „Thätigkeit“ eine Provision berechnet und daß er — weil er unkontrollirt ist — die breiteste Möglichkeit hat, seine Klienten zu übervorthen, bedarf keines weiteren Beweises.

Die Massenlotterie besitzt aber — wie Sieghart in seinem Buche mit Recht hervorhebt und nachweist — zwei weitere Schattenseiten. Wer in die Zahlenlotterie gesetzt und verloren hat, Der kann verhältnißmäßig leicht der Lotterie den Rücken kehren und sich vom Spiele zurückziehen. Das ist bei der Klassenlotterie viel weniger leicht möglich; denn dadurch, daß die Höhe der Treffer von Klasse zu Klasse ganz unverhältnißmäßig steigt, wird ein psychischer Zwang zur Fortsetzung des Spieles in den späteren Klassen erzeugt. Während also die Zahlenlotterie auf die Träume und den Aberglauben der Ungebildeten spekulirt, spekulirt die Klassenlotterie auf die Berechnung und Ueberlegung der Gebildeten, — und ob diese Spekulation sittlich viel höher steht als jene, mag dahingestellt bleiben. Dann ist aber der Spieler bei der Klassenlotterie, speziell bei der preussischen, in einer ungünstigeren Lage als bei der Zahlenlotterie. Das Urtheil, zu dem Sieghart gelangt, ist ein so bemerkenswerthes, daß ich es hier wörtlich folgen lasse: „Forcht man schließlich nach der Gewinnhoffnung bei der preussischen Klassenlotterie, so kommt man zu überraschenden Ergebnissen. Zu Gunsten dieser Lotterie wird immer wieder angeführt, daß auf die Hälfte sämmtlicher ausgegebenen Loose Gewinne fallen. Damit ist allerdings noch keinerlei Beweis dafür erbracht, daß die Spieler dabei besser fahren als bei anderen Glückspielen. Denn wenn man nach dem Hoffnungwerth eines Looses dieser Lotterie fragt, so stellt sich das Verhältniß ganz anders dar. Wie nämlich eine von sachmännischer Seite angestellte Berechnung ergiebt, ist die Gewinnhoffnung bei der preussischen Klassenlotterie, zumal für die vor der vierten Klasse austretenden Spieler, viel geringer als beim österreichischen Zahlenlotto, ja, sogar geringer als bei dem von allen modernen Glückspielen

die schlechtesten Chancen bietenden Promessenpiel. Ein Spieler, der nach der ersten Klasse austritt, hat nämlich den Werth seiner Gewinnhoffnung mehr als siebenzehnmal, der nach der zweiten Klasse austritt, mehr als zehneinhalbmahl, der nach der dritten Klasse austritt, mehr als siebenmal überzahlt. Erst bei der vierten Klasse tritt ein Verhältniß ein, das günstiger ist als bei den Promessen, aber noch immer ungünstiger als beim unbestimmten Auszuge im österreichischen Zahlenlotto. Wer nämlich alle vier Klassen mitspielt, bezahlt seine Gewinnhoffnung nur 1·38 mal. Im österreichischen Zahlenlotto dagegen wird die Gewinnhoffnung

beim unbestimmten Auszuge	1·29 mal,
beim bestimmten Auszuge	1·34 mal,
beim Ambo	1·67 mal
und beim Terno	2·45 mal

bezahlt, so daß, wer nach der ersten Ziehung der preussischen Klassenlotterie austritt, beiläufig siebenmal schlechter daran ist, als wer auf die ungünstigste Spielart des österreichischen Zahlenlotto's, den Terno, setzt."

Am Schluß seines hochinteressanten Buches kehrt Sieghart zu seinem Ausgangspunkt, nämlich zur Unausrottbarkeit des Spieltriebes zurück und legt sich die Frage vor, ob es nicht möglich wäre, den Spieltrieb, der nun einmal da ist und bis zu einem gewissen Grade als berechtigt anerkannt werden muß, in vernünftigeren Bahnen zu lenken. Die Beantwortung dieser Frage findet er in dem bereits von anderen Seiten wiederholt angeregten Gedanken, den Spieltrieb mit dem Sparfönn in Verbindung zu bringen. Staatliche Sparkassen sollen auch die kleinsten Spareinlagen annehmen und von einem gewissen Betrag ab mäßig verzinsen. Der Ueberschuß der Zinsen (nach Abzug der Verwaltungskosten) wäre zu Prämien zu verwenden und den Sparern im Wege einer Verloosung zuzuwenden.

Ezernowig.

Professor Dr. Friedrich Kleinwachter.



Mondlicht und Fluth.

Ein Wendelthorpe war Ueberschwemmung. In den niedriger gelegenen Straßen kreuzten Boote hin und her und draußen, in der offenen Landschaft, wandelte sich Feld um Feld in See.

Aus den Fluthen ragte ein einsames Farmerhaus gegen den dunkelnden Himmel. Die Wogen umbrandeten es in Wirbeln. Das war kein stilles An-

stiegen der Fluth, sondern ein ungeduldiges Vorwärtstürmen des entsefelten Elementes.

An einem Fenster drängten sich sechs Menschen. Ihre Blicke verfolgten gespannt ein Licht, das bald aufleuchtete, bald wieder verschwand, allmählich aber doch näher zu kommen schien.

Die Gruppe bestand aus dem Pächter, seiner Frau, ihren drei Kindern und einem jungen Mann, dem Bräutigam der Ältesten Tochter. Das Licht näherte sich wirklich. Die dunklen Umrisse eines Bootes wurden sichtbar, man vernahm das regelmäßige Klatschen von Ruderschlägen, — endlich hielt das Boot dicht am Hause und die Rettung war gesichert.

Jetzt erst sah man in dem Lichtschein mehrere Personen im Boot, darunter eine Frau. Eine Stimme rief ins Haus: „Wie viel seid Ihr?“ Und eine Stimme rief herunter: „Sechs.“

Auf die Antwort folgte ein kurzes Schweigen. Dann, durch das Getöse des Wassers, die Worte: „Wir haben bloß Raum für vier.“

„Wird es möglich sein, die Anderen zu holen?“ fragte der Pächter. „Nein... kaum... es wird zu finster und zu gefährlich.“ Von drinnen erscholl ein Hin- undher von Rede und Gegentrede, aufgefangen und verweht von dem Geräusch des Sturmes... „Bis zum Tagesanbruch dürfte das Dach kaum über Wasser bleiben, selbst wenn die Mauern so lange halten... Ja! und ich werden bleiben“, entschied der Pächter endlich.

„Wenn Ja! bleibt, dann bleibe auch ich“, erwiderte die klare Stimme der Tochter. Da erhob sich Einer im Boot und sagte: „Es giebt kein Weib, das Das für mich thäte... so laßt mich bleiben.“

Die Anderen im Boot blickten auf ihn, wie er da stand, die Hand an die Mauer gelehnt. Er war ein Fremder, der just heute nach Wendelthorpe gekommen war und freiwillig Retterdienste angeboten hatte.

Die Frau hinten im Boot beugte sich vor und sagte: „Auch ich will bleiben.“

Sie kannten sie wohl: es war die neue Lehrerin an der Dorfschule... sie galt für excentrisch.

Aus dem Boot erhoben sich keine Einwendungen, nur ein wisperndes Erstaunen; vom Haus kamen Einwendungen, die leicht besetzt wurden.

Ein Fenster in einem niedrigeren Stockwerk öffnete sich. Beide betraten die überspülte Brüstung und gingen schnell hinein. Man begrüßte sie mit warmen, abgerissenen Dankesworten und betheuerte, daß man beim ersten Morgengrauen wieder kommen werde. Dann sahen die beiden Zurückbleibenden der Einschiffung der Sechs zu, empfingen noch einmal ihren Dank und ihre Lebewohlrufe, die Ruderschläge entfernten sich, — und plötzlich senkte sich eine bleierne Schwere auf ihr Herz.

Dicht an einander gedrängt verfolgten sie, wie sich das Boot in dem unsicheren Widerschein des zitternden Lichtes entfernte, bis es weit weg war und auch das fernste Echo seines Geräusches sie nicht mehr erreichte. Da wendeten sie sich den inneren Räumen zu. Die Stube war inzwischen ganz finster geworden und das Gurgeln des Wassers hörte sich an wie Schritte auf der Treppe.

„Haben Sie die mindeste Hoffnung, daß sie rechtzeitig zurückkehren?“ frug die Frau.

„Nein“, sagte ihr Genosse; und sie sah in der Dunkelheit, daß er den Kopf schüttelte.

„Auch ich nicht“, sagte sie . . .

Sie standen wortlos da und starrten in das Zimmer. Sie konnten nichts thun, als dastehen und das Herankommen des Wassers erwarten. . . Und sie waren Fremde, die sich nicht einmal bei vollem Tageslicht ins Gesicht gesehen hatten. Der Wind segte und preitschte draußen und drinnen hallten gespenstische Laute von Thüren und Fenstern wider.

„Wäre es auf dem Bodentraum nicht besser?“ fragte der Mann. Sie nickte zustimmend; und Beide gingen.

Die pechschwarze Finsterniß war voll Raunen und Rascheln. Von oben warf eine brennende Laterne ihr Licht auf eine steile Leiter; die Einwohner hatten sie wohl absichtlich zurückgelassen; auch Nahrungsmittel und Kleider waren da.

„Ich will die Laterne holen“, sagte er und schwang sich hinauf. Das Licht flackerte auf, sie sah sein Antlitz plötzlich in einer Helligkeit, dann wirbelte das Licht vor ihr hinab und schlug krachend gegen die Treppe. Ihr Athem stockte und ein lähmendes Gefühl kam über sie . . . im nächsten Augenblick hörte sie über sich einen unterdrückten Fluch.

„Der Griff der Laterne war lose, ich werde sie wieder holen.“

„Nein, mein, es ist zu finster . . . Bitte, lassen Sie es!“ Sie hatte seinen Arm ergriffen und klammerte sich an ihn. In der Dunkelheit, die nach der großen Lichterscheinung um so unheimlicher wirkte, tappten jetzt Beide durch den Raum, vorsichtig ausschreitend, in der Angst, gegen den Dachbalken oder auf unsichtbare Hindernisse zu stoßen oder in die gähnende Treppendöffnung zu geraten. Endlich gelangten sie ans Fenster. Da stand eine große Kiste, auf die sie sich setzten. Sie wechselten nur kurze Worte. Es schien so Weniges zu geben, was des Redens in einer solchen Stunde werth war.

Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an das Dunkel und sie vermochten Einzelheiten in ihrer Umgebung zu erkennen. Da stand ein Tisch mit Essen, ringsum Kasten und Bündel und ein paar alte Bilder. Alles war offenbar heraufgebracht worden, als die Fluth zu steigen begann. In der Mitte: die schwarze Treppendöffnung, durch die sie hereingekommen waren. Am anderen Ende lagen einige Bund Stroh und von da kam ununterbrochen ein Pfeifen und Krachen. Das junge Mädchen schauberte zusammen.

„Es werden Ratten sein“, sagte sie, als die Laute immer stärker wurden.

„Ja. Fürchten Sie sich?“

„Nein, wenn man sie nur wenigstens sehen könnte.“

Eine Weile saßen sie wieder schweigend da, den kleinen Geräuschen drinnen und den stärkeren draußen lauschend.

Endlich stand der Mann auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und seufzte: „Das ist schrecklich; so pflegte man wohl Regen zu martern: man band sie an Pfähle und ließ die Fluth herankommen. . .“

Hastig ging er hin und her. Endlich blieb er am Tisch stehen. „Wollen Sie Etwas essen?“

„Nein, danke.“

Er brach sich ein Stück Brot, ging ans Fenster und würgte einige Bissen herunter. Dann stieß er die Läden auf und lehnte sich hinaus.

Das Wasser war höher gestiegen und leckte gierig an der Wand. Als er sich zurückbeugte, konnte sie die Unheilsbotschaft in seinen Augen lesen. Er sah ihr Antlitz nicht. Mit einem Seufzer nahm er neben ihr Platz. Nach einer Weile fragte er: „Wollen wir nicht aufs Dach hinaus? Früher oder später bleibt uns doch nichts Anderes übrig . . . und man ist draußen freier.“

„Ja, gehen wir . . . Ist da eine Luke?“

„Ich glaube nicht, . . . ich sah gerade danach, . . . aber ich komme durchs Fenster hinaus, . . . das Dach ist dicht darüber . . . und von da kann ich Ihnen helfen.“

Er setzte einen Fuß auf das Fensterbrett und zwängte Kopf und Schulter durch die enge Oeffnung hindurch.

„Ja, es geht ganz leicht“, sagte er dann, „aber der Sturm weht heftig, wir müssen Decken mitnehmen.“ Sie holte einige Decken und reichte sie ihm hinaus, dann stieg sie selbst durchs Fenster und fühlte sich vorsichtig auf den Giebel hinaufgehoben. Die Gewalt des Sturmes war furchtbar. Im Nu war ihr der Hut weggefegt und die aufgelösten Flechten schlugen ihr in die Augen. Er half ihr ein Tuch um den Kopf binden und nun war sie im Stande, sich umzusehen. Das Dach war flach und von zwei langen parallel laufenden Giebeln begrenzt, zwischen denen eine Anzahl von Rauchfängen stand. Sie suchten eine geschützte Ecke und setzten sich dort auf einen Ziegelvorsprung. Vor ihnen lag eine weite, trostlose Wasserfläche. Unter ihnen tobten schäumende Ströme zwischen Wohnhaus und Nebengebäuden und in den Pausen hörten sie, wie der Südwind stöhnend und ächzend durch die Rauchfänge pff. Nichts Lebendes, kein Licht, keine Hoffnung . . . und doch fühlten sie sich erleichtert und befreit, seit sie wenigstens sehen konnten, was vorging.

„O, hier ist es besser“, rief sie und athmete die frische Luft in großen Zügen. „Man könnte beinahe glauben“, sagte er und sah ihr scharf in das Gesicht, das sich von dem Mauerwerk deutlich abhob, „daß Sie an Alledem eine Art Freude haben.“

„Im gewissen Sinne ist es auch so . . . In dem Naturschauspiel liegt so viel Weite und Kraft . . . Dazu das Gefühl, alles Handeln und alle Verantwortlichkeit aus der Hand gegeben zu haben und durch nichts, was einer Pflicht gleich sehen könnte, zu Etwas genöthigt zu werden.“

„Aber fürchten Sie nicht den Tod?“

„Physisch wohl . . . das körperliche Ertrinken und Ersticken . . . Ah, sprechen wir nicht darüber . . . Mindestens haben wir in dieser Stunde Freiheit und Ruhe.“

„Mir wäre es lieber, gegen Etwas zu kämpfen“, sagte er. „Still zu sitzen wie in einem Käfig, bis es dem Tode beliebt, ein Ende zu machen: Das ist furchtbar!“ Sie wandte sich gegen ihn, schauerte zusammen und wiederholte tonlos:

„Ja, Das ist furchtbar.“

Wieder herrschte Schweigen zwischen ihnen. Er hatte ihre Züge aufmerksam beobachtet, als sie sich zu ihm wandte . . . Sie war jünger, als er geglaubt hatte.

„Weshalb blieben Sie?“ fragte er plötzlich.

Sie zögerte einen Augenblick. „Und Sie?“

„Ich weiß wirklich nicht, ob deshalb, weil es Niemand anders, oder, weil es mir selbst nichts verschlug. Aber ich bin viel älter als Sie und das Leben hat mir nichts mehr zu bieten.“

„Ich glaube, Das ist nicht nothwendig eine Frage des Alters. Auch mein Leben ist Niemand unentbehrlich und für mich selbst war es nicht leicht oder verheißungsvoll. Ich verlangte viel und mußte mich mit wenig bescheiden lernen. Natürlich ist es nicht edel, sein eigenes kleines Glück so hoch zu veranschlagen, . . . aber was hilft's, — man thut es doch! Und dann: mit einem Male war hier ein Ausweg . . . nicht selbstisch . . . nein, glücklicheren Menschen zu helfen und . . . Es schien der Schlüssel zu Allem, als Sie im Boot aufstanden und sagten, Sie würden bleiben.“

„Und doch“, sagte er, „fiel mir aufs Herz, ob im Grunde Das, was wir den jungen Liebenden gaben, nicht vielleicht nur die Gelegenheit war, ihre Liebe zu verlieren . . . selbst bis auf die Erinnerung daran. Denn der Tod kann nur die Zukunft zerstören, das Leben vernichtet aber selbst die Gegenwart.“

„Thut es Ihnen denn leid, daß Sie geblieben sind?“

In der Frage lag eine leise Ironie, — oder vielleicht klang es ihm nur so. „Rein“, sagte er, „ich konnte nicht anders. Man lebt nur in der Gegenwart; und selbst wenn der Mensch gewiß wäre, daß das Leben den Tod seiner Liebe bedeutete, die Liebe aber den Tod, vermöchte er nicht zu sagen: ‚So laß den Tod kommen‘. Nur ein Apollo giebt den frühen Tod, wenn man von ihm die beste Gabe erbittet. Und doch: welches Glück für zwei Liebende, mit einander in den Tod zu gehen!“ Sie athmete tief auf, sagte aber nichts.

Da stieg am fernen Rande des Himmels der Mond auf und brach durch die Wolken; sein mattes Licht wechselte mit den gespenstlichen Schatten, die von den vorüberziehenden Wolken gebildet wurden, bis er hoch über den Nebeln schwebte.

Der Mann schrak zusammen; in dem helleren Lichte sah man deutlich, wie schnell das Wasser sich ihnen näherte.

Sie beugte sich herab. Ihre Augen begegneten einander. Beide waren bleich. Auf Weider Antlitz malte sich die Angst der Kreatur vor der Vernichtung. Doch war es ihnen tröstlich, einander zu sehen.

„Wie lange ist es noch bis zum Morgen?“ fragte sie.

Er zog seine Uhr hervor, aber eine Wolke strich über den Mond; sie mußten warten.

„Es ist zwölf Uhr vorüber“, sagte er.

„Vielleicht fahren sie doch beim Mondschein heraus, uns zu holen.“

„Vielleicht“, sagte er; aber weder er noch sie hofften auf Rettung.

Wieder blickte er sie an. Ganz so jung schien sie doch nicht, sie mochte wohl fünfundschwanzig Jahre alt sein. Rein Mädchen Gesicht.

Sie war in ihre frühere Stellung zurückgesunken und hob, gegen den Rauchfang gelehnt, das Gesicht zum Himmel. Ihre Augen waren geschlossen und die Lippen auf einander gepreßt, dann bewegten sich ihre Lippen wie zu einem Säpfeln und die Augen öffneten sich ruhig. Das geschärfte Ohr des Mannes an ihrer Seite vernahm, wie der Laut des Wassers sich immer tiefer färbte.

„Sie sind zu jung für dieses Ende“, stieß er hervor.

Seine Stimme klang verändert und seltsam tief wie die des Wassers.

„Rein“, sagte sie, . . . „denken Sie nicht an mich . . .“

„Ich muß an Sie denken. Es ist furchtbar.“

Sie blieb eine Weile stumm, dann sagte sie: „Als ich Sie sagen hörte . . .“

Das in dem Moment . . . sah Sie ausstehen . . . bleiben . . . da fühlte ich, plötzlich, daß es eben so grausam wäre, nicht mit Ihnen zu bleiben, als Die drinnen nicht zu retten."

Sie mußte die letzten Worte ganz laut sprechen, denn der Wind hatte sich mit verdoppeltem Ungeklüm erhoben und der Anprall des Wassers brach sich tosend an dem Mauerwerk. Als sie innehielt, erschütterte ein furchtbarer Krach das ganze Gebäude, Alles schien zu wanken und Wasserfluthen spülten über das Dach. Er, fühlte ihr wehendes Haar in seinem Gesicht und hielt sie fest. Beide waren athemlos und zitterten. Sie machte eine Hand frei und strich sich das Haar zurück. Die Rondscheibe trat aus einer Wolke heraus, der Nebel am anderen Ende des flachen Daches hatte nachgegeben und mehrere Rauchfänge waren eingestürzt.

Beide rückten noch näher zusammen. In Jedem von ihnen zitterte die Angst, allein zurückzubleiben. Immer schneller und schneller stieg das Wasser.

"Nun kanns nicht mehr lange dauern", sagte er.

"Nein . . ."

Wie Stunden dünkten sie die Minuten des Schweigens. Sie hörten nur ihre eigenen Athemzüge.

Die Windstöße ließen jetzt nach . . . Der Mond stand frei zwischen Wolkenbergen . . . Die Wasserfläthe glättete sich ein Wenig.

"Sie blieben also für mich", sagte er, "und so kann ich selbst am Ende nicht aus dem Leben gehen, ohne Jemand mit mir zu zerren. . . Und Sie, die blieben, sind eine Fremde . . . und wir werden hier zusammen sterben, als Fremde . . . O, über die Ironie dieser Welt! All mein Leben war ich einsam und verlassen, . . . es war meine Schuld, gewiß meine Schuld . . . und nun ist's vorbei, . . . es ist zu spät, es ist keine Zeit mehr." Sie blieb stumm. Nur der monotone Puls des Wassers unter ihnen fuhr fort, zu pochen. "Aber wenn uns irgend ein Wunder Rettung brächte: wir würden uns wenigstens nun kennen."

"Kennen? Mag sein, unsere verborgenen Tiefen. Aber ob auch unser Alltagswesen? Wenn wir gerettet würden, so würden wir Freunde sein, bis wir ans Land kämen. Dann, in den ersten zwölf Monaten, würden wir uns einmal wöchentlich begegnen und mit einander sprechen; später würden wir uns noch zunicke oder zulächeln und nach und nach achlos an einander vorübergehen. Nein, was uns an Freundschaft und Kameradschaft zufällt, gehört nicht diesem Leben an."

"Sie glauben also an ein anderes?"

"Es ist nicht gerade Das, aber ich kann nicht an den Tod glauben. Wir vermöchten nicht so viel, heißten nicht so viel, wir haben nicht halb genug, . . . ich fühle so Vieles, das noch erfüllt sein will. . . Nein, es muß noch Etwas geben außer diesem Leben."

Jetzt blieb er stumm. Vielleicht mochte er nichts gegen ihre Hoffnung einwenden; vielleicht regte sich aber auch in seinem Herzen eine Hoffnung, die er längst für erstorben gehalten hatte.

Der Mond war von Minute zu Minute heller geworden und glänzte über einer Wolkenbrücke, unter deren Bogen sich unergründliche Tiefen dehnten.

Sie zeigte hinauf. Der volle Glanz fiel auf ihr Antlitz. In ihren Augen lag eine unaussprechliche Milde und alle ihre Züge malten ein verklärtes Frohlocken.

„Die Pforten der Ewigkeit öffnen sich“, sagte er, von ihrer Stimmung mitgeriffen; aber ihm fehlten die Verzückung und der Glaube.

„Und vermindern Sie empor zu schauen und zu verzweifeln?“

„Das Alles hat keine Stimme für mich . . . Es ist zu weit weg, . . . zu schweigsam, . . . zu starr. Das Gestirn wird, wenn ich ertrunken bin, unverändert über meiner Leiche strahlen. Aber Sie, Sie sind geblieben, um mit mir zu sterben. Welche Hoffnung es im Leben und im Tode geben kann: von Ihnen habe ich es erfahren. Ich weiß nicht, ob sie Bestand hat und ob sie zu Etwas nützlich ist; aber so, wie sie ist, kommt sie mir von Ihnen!“

Die Gluthen rauschten über den zusammengestürzten Rauchfängen auf und die Weiden zuckten zusammen, in unwillkürlichem Erschrecken. Aber die Ströme verließen sich wieder; nur stieg das Wasser nach wie vor.

Er fuhr ruhig fort: „Heute Nacht ist es über mich gekommen wie die Ahnung von einem Leben, das der Mühe werth wäre, gelebt zu werden. Es mag ein anderes Leben sein, in einer anderen Welt, ich weiß es nicht. Ich will nicht in das Leben zurück, das ich kenne. Aber ich fordere Leber, das Leben, das ich erkannte, als wir einsahen, das Ende sei gekommen, und als ich Sie neben mir am Rande des Abgrundes fand. Wir kennen einander nicht, sagen Sie. Wir sind nicht Freunde und können es einander nicht sein. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich, allein, weder rückwärts noch vorwärts gehen möchte.“

Sie sahen wortlos und die Nacht schlich langsam fort.

Erinnerungen tauchten in ihnen auf, Hoffnungen, Träume, die ihnen einst Alles bedeutet hatten . . . Nun schien das Alles klein, nichtig und unermeßlich entfernt. Rings um sie brandeten immer höher die Wogen. Ab und zu erhob sich ein Windstoß und peitschte die Rämme über das Mauerwerk und dann ergossen sich schmutzige Bäche durch die Rauchfänge hinab.

„Wir müssen höher hinauf!“ Schwer rang es sich aus ihm hervor. Sie verließen ihren Platz und kletterten auf den Ziegelvorsprung des Giebels.

Mit entfesselter Raserei packte sie hier der Sturm. Sie hielten einander umschlungen und hatten Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren.

Plötzlich rief er aus: „O, wäre doch nur eine Rettung für Sie! Es ist zu hart. Wie schrecklich Sie mich dauern!“

„Ich leide nicht,“ sagte sie. „Es ist nicht hart, . . . es ist der beste Augenblick, den mir das Leben gegönnt hat.“

Ihre Worte wurden vom Winde verweht. Er verstand sie nur, weil sie ganz nah an seinem Ohr gesprochen waren. Und seine Antwort entführte der Wind auch und trug sie fort für ewig.

Die Zeit der Zwiesprache war vorüber. Ein kurzes Ringen und Reuchen, ein ohnmächtiger Widerstand . . . und dann blickte der ruhige Mond über eine öde und grenzenlose Wasserfläche.

London.

Elementina Blad.



Die Bevölkerungsfrage in Frankreich.

Die Verlangsamung des Bevölkerungszuwachses in Frankreich ist in den letzten Jahrzehnten ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Statistiker, Soziologen, Nationalökonom, Mediziner, Mathematiker und gelehrte Gesellschaften widmeten ihre Anstrengungen der Frage, durch welche Mittel der Bevölkerungszuwachs gefördert werden könne. Die einschlägige Literatur ist denn auch schon gewaltig angeschwollen und überreich an Reformvorschlügen. Erst empfiehlt man Erleichterung der Formalitäten für die Eheschließung und direkte oder indirekte Prämien auf die Kinderzeugung. In den Jahren 1885 und 1889 ergingen spezielle Gesetze zu Gunsten von Familien mit sieben oder mehr Kindern. Das erste Gesetz erneuerte ein napoleonisches Dekret aus dem Jahr XIII:¹⁾ die Eltern von sieben Kindern sollten das Recht haben, einen männlichen Sproßling auf Staatskosten erziehen zu lassen. Die von der Kammer für diesen Zweck bewilligten Kredite waren aber gering. Die Zahl der Familien mit sieben oder mehr Kindern überstieg die Ziffer 232 000; und es war unmöglich, entsprechende Summen von der Kammer bewilligt zu erhalten. Deshalb beschränkte man sich 1889 darauf, die Eltern von sieben oder mehr Kindern von der „contribution personnelle et mobilière“ zu befreien. Auch Das war früher schon ähnlich dagewesen. So berichtet Jorbonnais von einem Dekret aus dem Jahre 1666, wonach jeder Vater von zehn lebenden, ehelich geborenen Kindern von der „collecte de toute taille, taillon, sel, subside et autres impositions de tutelle, curatelle, logement des gens de guerre“ u. s. w. frei sein sollte.²⁾

Die Sorge um Frankreichs Großmachstellung hat sogar bis zu Vorschlägen einer partiellen Vermögenskonfiskation geführt. So verlangte z. B. der in letzter Zeit viel genannte Bertillon, Chef des statistischen Bureaus der Stadt Paris, der Staat solle, wenn der Erblasser nur ein Kind hat, die Hälfte, bei zwei Kindern ein Drittel der Erbschaft einziehen. In Fällen, wo drei oder mehr Kinder vorhanden sind, sollten dagegen die Erbmassen nicht nur unverkürzt, sondern sogar steuerfrei bleiben. Auch dieser Vorschlag ist aber nur die Wiederbelebung eines alten Dekretes von 1789, wonach Familien mit mehr als drei Kindern Steuererleichterungen genießen, Familien mit weniger als drei Kindern Steuerzuschlägen unterworfen sein sollten.

Von anderen Projekten erwähne ich nur: Heranziehung von Ausländern,³⁾

1) Dieses Dekret vom Jahre 1806 verpflichtete den Staat, die Erziehung des sechsten Kindes armer Eltern aus öffentlichen Mitteln zu bestreiten. Es ward aber selten angewandt und gerieth allmählich in Vergessenheit. Man vergleiche darüber Legoyt, Des conditions d'accroissement de la population etc. Journal de la Soc. de Statistique de Paris 1867, S. 234.

2) Vgl. Jorbonnais, Recherches et considérations sur les finances de la France depuis 1595 Jusqu'en 1721. Liège 1758. 2. Band, S. 351 ff.

3) Dieser Weg wurde bereits Ende der sechziger Jahre von Legoyt warm empfohlen. Man beschritt ihn aber erst neuerdings, als man die Naturalisation erleichterte.

deren Geburtenfrequenz bekanntlich höher ist, Abschaffung des Weibes, das die Ermittlung der Vaterchaft verbietet, Veränderung des Intestaterbrechtes, Erschwerung der Abwanderung in die Städte. Bis zu welchem Wahnsinn das Ergrübeln wirksamster Mittel bereits geführt hat, zeigt das Beispiel Lombards, eines bekannten Arztes, der in einem ernsthaften Referat auf dem medizinischen Kongreß zu Lyon empfahl, den Eheleuten solle unterlagt werden, in besonderen Betten — wie es in den wohlhabenden Familien üblich ist — zu schlafen. Zur Begründung führte er ein schweizerisches Kantonalgesetz an, das Eheleuten, die sich scheiden lassen wollen, auferlegte, vierundzwanzig Stunden in einem Zimmer zuzubringen, — mit nur einem Glas, einem Messer, einer Gabel, einem Stuhl und einem Bett zu ihrer Verfügung. Man hat die Erfahrung gemacht, erklärte Lombard, daß selbst verjährte Abneigung einem solchen Zwange nicht Steich hielt.⁴⁾ Einem lächerlichen Phantom zu Liebe — denn Zusammenschlafen bedeutet doch noch keineswegs Kinderzeugung — sollte demnach eine wichtige hygienische Errungenschaft preisgegeben werden, wenn nötig, sogar unter Anwendung mittelalterlicher Zwangsmassregeln.

Der mehr oder minder radikale Charakter aller solcher Vorschläge zeigt deutlich genug, wie wichtig in unseren Tagen das Bevölkerungsproblem den Franzosen erscheint. Noch vor wenigen Jahrzehnten verhielt sich die französische Gelehrtenwelt gerade entgegengesetzt. Unter dem Einfluß malthusianischer Lehren hielt die große Mehrzahl der französischen Ökonomen die Einschränkung der Kinderzahl für das Nonplusultra der Weisheit und das langsamere Anwachsen der Bevölkerungsziffer für ein günstiges Zeichen des Kulturfortschrittes. So schrieb J. B. Say: „Die Institutionen, die das Glück der Menschheit am Meisten fördern, sind die selben, die das Anwachsen des Kapitals begünstigen. Es gilt also, die Menschen mehr zum Sparen als zur Kinderzeugung zu ermuntern.“⁵⁾ Und ein anderer Schriftsteller, Gireffe, erklärte in seinem 1867 erschienenen *Essai sur la Population*: „Die Geburtenfrequenz verminderte sich seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts um ein ganzes Drittel. Wenn zum Unglück das Gebot: ‚Wachset und mehret Euch!‘ bis in unsere Tage mit dem selben Eifer und dem selben Unverständnis wie im Jahre 1777 befolgt worden wäre, dann hätten wir in Frankreich jährlich ca. 1 330 000 Geburten, das heißt um ca. 330 000 mehr, als wir tatsächlich zu verzeichnen haben. Um die unermeßliche Größe des Fortschrittes, den wir gemacht haben, zu kennzeichnen, muß man sich veranschaulichen, daß er der Menschheit die Mühen und Qualen von 330 000 Geburten, den Tod einer großen Zahl von Frauen und ca. 15 000 Totgeburten jährlich erspart.“ „Man zittert,“ so schließt Gireffe seine Ausführungen, „wenn man des Elends, der Leiden und Erschütterungen gedenkt, die durch diese 330 000 Mehrgeburten in unserer sozialen Organisation hervorgerufen werden würden.“ Josef Garnier, Mitglied des Institut de France, hielt das Uebermaß an Bevölkerung für eine der Hauptursachen des Elends⁶⁾ und

⁴⁾ De la dépopulation en France, Lyon 1873, S. 21 ff.

⁵⁾ Vergl. Nitti, La population etc. S. 90.

⁶⁾ Vergl. J. Garnier: Du principe de population, II. Auflage, Paris 1885, S. 10.

Léonce de Lavergne glaubte, der Bevölkerung der Normandie zu ihrer langsamen Vermehrung nur gratuliren zu können.⁷⁾

Man begnügte sich aber in Frankreich nicht damit, die Einschränkung der Kinderzahl theoretisch zu empfehlen. Hier und da ging man so weit, Prämien darauf zu setzen. So berichtet Josef Garnier, der Municipalrath von Versailles habe im Jahre 1852 einen Temperenzpreis von 1000 Franks gestiftet, bei dessen Zuerkennung den Kandidaten besonders eine mäßige Kinderzahl zur Empfehlung gereichen sollte⁸⁾. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht auch ein Circular des Präfekten von Allier aus dem Jahre 1833, worin er die Einschränkung der Kinderzahl als das beste Mittel zur Hebung des Wohlstandes bezeichnet⁹⁾.

Der Umschwung der Ansichten wurde hauptsächlich durch die Veränderung der politischen Lage herbeigeführt. Wenn man die zahlreichen Betrachtungen über das Verhältniß der französischen Wehrcraft zu derjenigen der anderen Großmächte aus den siebziger und aus dem Anfang der achtziger Jahre prüft, findet man die Behauptung immer wieder, daß in Folge der schwächeren Vertretung der Kinder und der etwas stärkeren Vertretung des männlichen Geschlechtes Frankreich eine gleich starke Armee aufstellen könne wie Deutschland, so daß vorläufig kein Grund zur Beunruhigung vorliege. Die letzten Jahre haben aber bekanntlich diesen Scheintrost zerstört. Bereits 1885 mußte Le Roy zugeben, daß Deutschland im Vergleich zu Frankreich einen Ueberschuß von etwa 600000 Männern im Alter von zwanzig Jahren und darüber habe¹⁰⁾. Heute aber erreicht die Zahl der Männer im Alter von zwanzig bis fünfundvierzig Jahren in Frankreich nur etwa 7 Millionen gegen etwa 8,7 Millionen in Deutschland. Wie ungünstig das Verhältniß nach fünfundzwanzig Jahren sein wird, zeigen die folgenden Berechnungen:

Der durchschnittliche jährliche Geburtenüberschuß pro 1000 der mittleren Bevölkerung betrug	1841/50	1851/60	1861/70	1871/80	1881/90
im Deutschen Reich	9,4	9,0	10,3	11,9	11,7
in Großbritannien (ohne Irland)	10,2	11,9	12,7	14,0	13,3
„ Frankreich	4,0	2,3	2,6	1,7	0,2

Im Jahresdurchschnitt 1891/95 betrug der Geburtenüberschuß pro 1000 der mittleren Bevölkerung in Deutschland 13,0, 1896 sogar 15,4, während Frankreich eine Reihe von Jahren hindurch einen Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburtenzahl aufwies, so zum Beispiel im Jahre 1890 einen von 38000, in den Jahren 1891 und 1892 einen von 10000 und 20000.

Nimmt man nun an, daß der Bevölkerungszuwachs in Frankreich und Deutschland auch in den nächsten fünfundzwanzig Jahren annähernd der selbe bleibe wie von 1881 bis 1895, so würde die Bevölkerung Frankreichs im Jahre 1926 aller Wahrscheinlichkeit nach etwa 40 Millionen, diejenige Deutschlands etwa 70 Millionen Menschen betragen.

⁷⁾ Léonce de Lavergne, *Économie rurale de la France*, Paris 1860, S. 100.

⁸⁾ S. a. a. O., S. 224.

⁹⁾ Vgl. Arthur Chervin, *Histoire statistique de la population française*. Paris 1889, S. 46.

¹⁰⁾ Vgl. *Journal de la Société de Statistique de Paris*, 1890, S. 360 ff.

Kein Wunder daher, daß alle Franzosen, denen das Prestige ihres Volkes am Herzen liegt, den Bevölkerungstillstand in ihrem Lande beklagen. In neuester Zeit beginnt man aber auch, der wirtschaftlichen Bedeutung der Frage eine richtige Seite abzugewinnen, und fängt an, einzusehen, daß der Bevölkerungstillstand eine Art von wirtschaftlicher Stagnation bedeutet.

Als eine der Hauptursachen des langsamen Bevölkerungswachses galt verschiednen französischen Forschern die rasche Entwicklung der Großstädte. Die Großstädte, erklärten sie, wachsen auf Kosten der Landgemeinden. Durch die daraus resultierende Bevölkerungsabnahme in den Landgemeinden werde die Hauptquelle der Geburten des Landes verstopft. Um die Geburtenfrequenz zu erhöhen, müsse man daher das Wachstum der Großstädte verhindern. Bewegliche Klagen über Landflucht und ihre destruktiven Tendenzen sind in Frankreich und anderswo schon am Ausgang des Mittelalters laut geworden. „Vergriffen Sie nicht diese Wahrheit, mein Bruder“, sagte Karl der Fünfte zum König François dem Ersten: „Die Hauptstadt, wo die nothleidenden Klassen durch ihre Zahl herrschen, werden unausbleiblich das Grab der Königreiche und der großen Nationen werden.“¹¹⁾ Und im vorigen Jahrhundert schrieb der berühmte Verfasser des *Contrat social*: „Es sind die Großstädte, die den Staat erschöpfen und seine Schwäche verursachen. . . Das Dorf macht die Bedeutung des Landes und die ländliche Bevölkerung hat die Nation geschaffen“.

In neuerer Zeit würden gleiche Ansichten von dem berühmten Demographen Bertillon (dem Vater A. Bertillons), Cheysson, Vagneau, Loussaint Jona, Smith, Arsène Dumont und Anderen ausgesprochen. Bertillon nennt die Großstädte „für die moralische und physische Gesundheit unheilvolle Ansammlungen.“¹²⁾ Sein Kollege, der Akademiker Vagneau, glaubte, durch Beschränkung der Freizügigkeit aus den Dörfern nach den Städten sei ein schneller Bevölkerungszuwachs herbeizuführen¹³⁾. Arsène Dumont klagt, daß die Abnahme der fruchtbaren ländlichen Bevölkerung in Folge der Abwanderung nach den Städten die ohnehin trostlos geringe Geburtenfrequenz noch verschlimmern müsse¹⁴⁾.

Das Schlagwort von der destruktiven Einwirkung der städtischen Exertrophie wurde so oft wiederholt, daß es nachgerade kein Wunder ist, wenn es in Frankreich zu einem Gemeinplatz geworden ist, der, so oft man das Thema des Bevölkerungstillstandes berührt, von allen Seiten ausgesprochen wird. Wie wenig dabei übrigens die Praxis den zur Schau getragenen Auffassungen entspricht: Das verspottet *Levaasseur* mit seiner Ironie. „Die Bourgeoisie klagt über die Entvölkerung des platten Landes und holt sich ihre Diensthöten aus den Dörfern.“

¹¹⁾ Nach Dr. Gilbert, *Causes de la dépopulation française*, S. 430.

¹²⁾ *Mouvements de la population*, *Annales de Démographie internationale*, 8771, S. 180 ff.

¹³⁾ *Du dépeuplement et de la décroissance de population u. s. w.*, S. 37 ff.

¹⁴⁾ *Dépopulation et Civilisation*, S. 83 ff. Zahlreiche Citate aus anderen Werken sind von mir in der Schrift „Die vermeintlichen und die wirklichen Ursachen des Bevölkerungstillstandes in Frankreich, München 1898, angeführt.

Man muß die Fremdeninvasion in Frankreich verhindern, sagt der Kaufmann, — und entläßt seinen französischen Kommiss, um einen Schweizer anzustellen, weil Dieser auch die deutsche Sprache versteht. Man wünscht sich in Frankreich keine Kinder mehr. Das ist die Delabence der römischen Kaiserzeit! So kann man es in den Salons von Veuten hören, die unglücklich wären, hätten sie mehr als ein Kind. Und im Klub, wo Jeder von der Maitresse seines Nachbarn zischelt, klagt man laut über die Zunahme der Sittenlosigkeit und der unehelichen Geburten.¹⁵⁾ Daß die französischen Agrarier besonders gern über den verderblichen Einfluß der Großstädte jammern, ist selbstverständlich. „Alle Versuche, unser Ziel zu erreichen“, sagt zum Beispiel Bablot-Maitre, „werden frucht- und ergebnislos bleiben, wenn wir die Landflucht nicht eindämmen können.“¹⁶⁾

Wie steht es damit nun in Wahrheit? Die Hauptfragen, die in Betracht kommen, sind folgende:

1. Ist das rasche Wachstum der Großstädte eine spezifisch französische Erscheinung?
2. Nimmt die Bevölkerung der französischen Großstädte rascher oder langsamer zu als die Bevölkerung der deutschen und englischen Großstädte?
3. Wodurch wird die raschere oder langsamere Bevölkerungszunahme der französischen Großstädte verursacht?

Ich muß mich hier kurz fassen; und außerdem sind diese drei Fragen an der von mir angegebenen Stelle¹⁷⁾ bereits eingehend erörtert worden. Es genüge daher, daß Frankreich im Vergleich mit Deutschland und England eine sehr geringe Zahl von Großstädten aufweist und daß die französischen Großstädte viel langsamer wachsen. Berechnet man das Verhältnis der Bevölkerung sämtlicher Städte mit über 50000 Einwohnern zur Gesamtbevölkerung in Frankreich, Deutschland und England, so erhält man folgende Prozentzahlen:

für Frankreich	einschließlich Paris	ungefähr 16 Proz.	(34 Städte)
„ Deutschland	„ Berlin	„ 19 „	(57 Städte)
„ England u. Wales	„ London	„ 41 „	(61 Städte)
„ Frankreich	ohne Paris	„ 10 „	
„ Deutschland	„ Berlin	„ 15 „	
„ England u. Wales	„ London	„ 26 „	

Angehts dieser Thatsachen kann man von einem Ueberreichtum Frankreichs an Großstädten nicht reden. Jedem Unbefangenen muß sich vielmehr das Bedenken aufdrängen, ob nicht im Gegentheil gerade der Mangel an Großstädten hauptsächlich den Bevölkerungstillstand in Frankreich verschuldet hat. Daß diese Schlussfolgerung berechtigt ist, werde ich bei Ermittlung der Ursachen des langsamen Aufstieges der Bevölkerung in den französischen Großstädten zu be-

¹⁵⁾ La population française, Journ. de la Soc. de Statistique de Paris, 1892. S. 306.

¹⁶⁾ La crise agricole, S. 39.

¹⁷⁾ Vgl. „Die vermeintlichen und die wirklichen Ursachen des Bevölkerungstillstandes in Frankreich“, S. 18—24.

weisen suchen. Vorher muß ich aber zwei andere, außerordentlich wichtige Momente berühren. Das erste ist, daß, abgesehen von Paris, in Frankreich im Jahre 1896 von elf sogenannten „Großstädten“¹⁸⁾ nur zwei eine Bevölkerung von 200 000 bis 300 000 und weitere zwei eine solche von über 300 000 Einwohnern erreichten. In Deutschland waren dagegen bereits 1895 — abgesehen von Berlin — unter siebenundzwanzig Großstädten drei mit einer Bevölkerung von 200 000 bis 300 000 und sechs mit über 300 000 Einwohnern vorhanden. In England und Wales endlich zählte man schon 1891 — abgesehen von London — fünf Städte mit 200 000 bis 300 000 und fünf mit über 300 000 Einwohnern. Frankreich ist also sehr arm an wirklichen Großstädten. Und üben die Großstädte eine um so stärkere Anziehungskraft aus, je größer ihre Bevölkerung ist, so hat Frankreich, das einschließlich Paris nur fünf Städte von mehr als 200 000 Einwohnern zählt, relativ sehr wenige solche Anziehungspunkte im Vergleich zu Deutschland mit zehn und England mit elf Städten von über 200 000 Einwohnern. Dieses Verhältnis verschiebt sich aber noch mehr zu Ungunsten Frankreichs, wenn man berücksichtigt, daß die letzte Volkszählung in Frankreich 1896, in England dagegen 1891 stattfand.

Das zweite Moment ist die eigenthümliche geographische Vertheilung der französischen Großstädte. Sie liegen mit geringen Ausnahmen in der Nähe der Grenzen, während das Innere des Landes — im Gegensatz zu Deutschland und England — arm an Großstädten ist. Die Wichtigkeit dieses Momentes wird klar, wenn man die durch zahlreiche Untersuchungen festgestellte Thatsache in Erwägung zieht, daß die Großstädte vorwiegend auf die sie unmittelbar umgebenden Gebiete wirken.

Bekannt ist, daß die Zahl der in der englischen Landwirtschaft beschäftigten Personen stetig abnimmt. Ein ähnliches Ergebnis lieferte für Deutschland die Berufs- und Gewerbezählung vom Jahre 1895. Wie sich diese Verhältnisse in Frankreich gestaltet haben, muß man bei der mangelhaften Beschaffenheit der französischen Berufsstatistik in erster Linie an der Vertheilung der Bevölkerung nach Kommunen verschiedener Größenklassen untersuchen. Eine Vergleichung des Bevölkerungsstandes der Kommunen von mehr als 2000 Einwohnern mit dem der Kommunen von weniger als 2000 ergibt folgende Resultate:

Jahr	Bevölkerung der Kommunen mit über 2000 Einw.		Bevölkerung der Kommunen mit unter 2000 Einw.	
	absolut	in Prozenten der Gesamtbevölk.	absolut	in Prozenten der Gesamtbevölk.
1846	8647 000	24,4	26 754 000	75,6
1856	9 845 000	27,3	26 295 000	72,7
1866	11 595 000	30,5	26 472 000	69,5
1876	11 977 000	32,4	24 928 000 ¹⁹⁾	67,6
1886	13 767 000	35,9	24 452 000	64,1
1891	14 311 000	37,4	24 032 000	62,6

¹⁸⁾ Als solche werden gewöhnlich Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern bezeichnet.

¹⁹⁾ Verlust von Elsaß-Lothringen.

Seit der Mitte der vierziger Jahre zeigen also die kleinen Kommunen einen regelmäßigen Bevölkerungsrückgang, die Kommunen mit mehr als 2000 Einwohnern einen Bevölkerungszuwachs. Im Jahre 1876 gab es in Frankreich 2670 Kommunen mit einer Bevölkerung von mehr als 2000 Seelen, 1891 dagegen 2701. Die Zahl dieser Kommunen hat sich demnach nur um einunddreißig vermehrt. Die Gesamtbevölkerung dieser Kommunen betrug 1876 etwa 12 Millionen, 1891 dagegen 14,3 Millionen. Auf die sämtlichen übrigen Kommunen Frankreichs entfielen 1876 etwa 24,9 Millionen, 1891 nur 24,0 Millionen. Auch bei Hinzurechnung von 50000 bis 60000 Personen, die vor 1876 die Bevölkerung der 31 nunmehr zu der städtischen²⁰⁾ Gruppe übergegangenen Kommunen ausmachten, hat also das platte Land mindestens 850000 Menschen abgegeben. Verfolgt man ferner die Bevölkerungsbewegung in den einzelnen Departements von Frankreich, so ergibt sich die überraschende Thatsache, daß nach Eliminierung von fünf Departements: Nord, Pas-de-Calais, Seine, Rhône und Vouches-du-Rhône, die sich zusammen über etwa ein Fünftel der Gesamtfläche Frankreichs ausdehnen, die Bevölkerung der übrigen zweiundachtzig Departements im Laufe der letzten dreißig Jahre absolut zurückgegangen ist. Der wirtschaftliche Grundcharakter der genannten fünf Departements läßt sich ohne Weiteres daraus erkennen, daß in vier von ihnen die Bevölkerung der Kommunen mit mehr als 2000 Einwohnern bereits 1891 65, 70, 83 und 99 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte. Das sind die Departements, in denen die größten Städte Frankreichs: Paris, Marseille, Lyon, Roubaix, Lille u. s. w. liegen.

Ich will nun prüfen, welche Bevölkerungsschichten ihre Zuflucht zur Einschränkung der Kinderzahl nehmen. Daß die höheren sozialen Schichten besonders auf die Einschränkung der Kinderzahl bedacht sind, ist auch in anderen Ländern öfters festgestellt worden. Es handelt sich da aber um einen so kleinen Bruchtheil der Bevölkerung, daß ihr Verhalten nur von ganz geringem Einfluß sein kann. Die Bevölkerungsschicht dagegen, die nach der am weitesten verbreiteten Ansicht die Urquelle des Bevölkerungszuwachses bildet, soll die ländliche Bevölkerung im Allgemeinen und besonders die Bauernschaft sein. Nun ist aber die ländliche Bevölkerung in Frankreich im Vergleich zu den meisten Staaten Deutschlands und insbesondere zu England außerordentlich stark vertreten. Noch im Jahre 1891 wohnten ja ca. 63 Prozent der Gesamtbevölkerung in Kommunen mit unter 2000 Einwohnern. Man könnte daher glauben, daß Frankreich — dieses Dorado der Bauernschaft — im Gegensatz zu Deutschland und England, deren Bevölkerung — wie vielfach angenommen wird — unter der mächtigen Entwicklung der Großindustrie außerordentlich litte, einen großen Bevölkerungszuwachs aufweisen werde. Wie schwach die Großindustrie in Frankreich seit Jahrzehnten vertreten war, lehren die nachstehenden Daten: Der Baumwollverbrauch und die Ausfuhr von baumwollenen Waaren betrug in 1000 Kilogramm: ²¹⁾

²⁰⁾ Wie in den meisten anderen Ländern, werden auch in Frankreich die Kommunen mit unter 2000 Einwohnern zu den ländlichen, die übrigen zu den städtischen gerechnet.

²¹⁾ Vergl. L'industrie cotonnière de France comparée à celle du Zollverein et du Royaume-Uni par Toussaint Jona. Journal de la Soc. de Stat. de Paris 1873, S. 275.

	in Großbritannien	Frankreich	Zollverein
Baumwollverbrauch			
1841/45	214 600	59 400	13 800
1851/55	327 600	70 200	28 100
1866/70	516 300	86 800	116 800
Export an Baumwollwaaren			
1841/45	63 100	12 600	4 100
1851/55	68 000	10 900	11 200
1866/70	75 700	26 700	31 100

Schon vor dem deutsch-französischen Kriege waren demnach die Baumwollproduktion und der Baumwollexport im Zollverein stärker entwickelt als in Frankreich. Noch ungünstiger war in dieser Hinsicht die Lage Frankreichs England gegenüber.

Die schwache Entwicklung der angeblich so verderblich wirkenden Großindustrie und die starke Vertretung des Bauernstandes haben aber keinen entsprechenden Bevölkerungszuwachs zur Folge gehabt. Die Ansicht, daß die Bauernschaft an und für sich die Quelle solchen Bevölkerungszuwachses sei, wird aber noch mehr erschüttert, wenn man sieht, daß in Frankreich gerade die Bauern ihre Kinderzahl mit Vorliebe einschränken. In einigen Departements hat sich die Geburtenfrequenz seit Beginn des Jahrhunderts ziemlich unverändert erhalten, während sie in anderen große Schwankungen aufweist. So betrug z. B. die Zahl der Geburten auf 100 Einwohner:²²⁾

im Departement: 1801/1810 1886/91		im Departement: 1801/1810 1886/91	
Nord	35 29	Finière	37 33
Nord-de-Calais	32 30	Corse	30 29
Seine Inf.	28 29	Lozère	29 30

Im Gegensatz zu diesen Departements, von denen zwei sogar eine Zunahme der Geburtenfrequenz zeigen, zeichnen sich nachstehende Departements durch rasche Abnahme aus. Auf 100 Einwohner kamen Geburten:

im Departement: 1801/1810 1886/91		im Departement: 1801/10 1886/91	
Donne	30 18	Gers	30 15
Côte-d'Or	31 18	Lot-et-Garonne	30 15
Charente	32 19	Garonne	33 15
Puy-de-Dôme	33 19	Maine-et-Loire	34 15

Run haben aber gerade die zuletzt aufgeführten acht Departements, die eine sehr große Abnahme der Geburtenfrequenz aufweisen, eine zahlreiche und wohlhabende Bauernschaft. Dieser restriktive Einfluß bäuerlicher Wohlhabenheit wird fast ausnahmslos von den Statistikern und von sonstigen Beobachtern bestätigt. So konstatiert zum Beispiel Toussaint Zona, daß die vier durch besondere Wohlhabenheit der Bauern sich auszeichnenden Departements der Normandie

²²⁾ Die Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im gebärfähigen Alter läßt sich für den Anfang des Jahrhunderts nicht ermitteln, weil keine Daten vorhanden sind.

eine außerordentlich geringe Geburtenfrequenz aufweisen.²⁹⁾ Im Süden Frankreichs sind es auch die wohlhabendsten Departements, die eine besonders große Abnahme der Geburtenfrequenz zeigen. Und Arsène Dumont, der zahlreiche Kommunen untersuchte, berichtet im Einklang mit Dubert und anderen Forschern, daß bei den reichen und bemittelten Bauern die Geburtenfrequenz in stetiger Abnahme begriffen sei, dagegen um so stärker in den Kommunen zunehme, in denen die Lage der Bauern schlecht ist, und da, wo ein zahlreiches ländliches Proletariat vorhanden ist.

Eben so wie in England und Deutschland sucht man in Frankreich als unumstößliche Tatsache hinzustellen, daß die ländliche und besonders die Landwirtschaft treibende Bevölkerung eine bedeutend größere Geburtenfrequenz aufweise als die städtische und industrielle. Da ist es denn wichtig, festzustellen, daß die Geburtenfrequenz in verschiedenen großen Städten bedeutende Differenzen aufweist. Schon der Akademiker Hippolyte Passy beobachtete in den dreißiger Jahren, daß die von der großen und kleinen Bourgeoisie bewohnten Städte äußerst wenige Geburten, die Städte mit starker Arbeiterbevölkerung dagegen eine große Geburtenfrequenz hatten. So zählte man nach seinen Angaben in den Städten Le Mans 2,4, Tours 2,5, Versailles und Angers 2,6, Caen und Clermont-Ferrand 2,7 Geburten auf eine Ehe, in Saint Etienne dagegen, einer Stadt mit einer starken proletarischen Bevölkerung, etwa 4,6, in Rimes und Boulogne etwa 4, in Marseille und Dunkerque 3,8, in Limoges 3,7. Im Anschluß daran konstatierte Passy, daß in den Städten mit stark entwickelter Fabrikindustrie die Geburtenfrequenz sogar den Durchschnitt für ganz Frankreich übertreffe. Das Selbe wurde für die neueste Zeit von dem Chef des statistischen Bureaus für Paris ermittelt. Während in sehr reichen Arrondissements von Paris auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren jährlich 34 bis 53 Geburten kamen, betragen die Verhältniszahlen in armen und sehr armen Theilen von Paris 95 bis 108, also das Zweifache Dreifache. Und hier komme ich zu dem Hauptpunkt meiner Untersuchung. Es fragt sich, auf wessen Kosten sich denn eigentlich die Bevölkerung Frankreichs vermehrt, wenn die in ihrer Mehrzahl wohlhabende französische Bauernschaft und der zahlreiche, relativ gut situierte französische Mittelstand ihre Kinderzahl mehr und mehr einschränken.

Wenn man von der Einwanderung absieht, basiert der Bevölkerungszuwachs Frankreichs auf zwei Gesellschaftsschichten. Die eine ist die arme bäuerliche Bevölkerung und das ländliche Proletariat. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht vier Departements der alten Provinz Bretagne aus. Interessante Schilderungen über die Lebensweise bretonischer Bauern geben uns für den Anfang der vierziger Jahre Chateauneuf und Billeme in ihrem im Auftrage der Akademie erstatteten Bericht. Sie schreiben: „Was für eine Unmenge von Unglücklichen giebt es in der Bretagne! Um sich einen richtigen Begriff von ihrer Hilflosigkeit zu machen, muß man Alles selbst gesehen haben. Man muß den armen Bauern in seiner Behausung aufsuchen, deren Dach beinahe bis zur Erde reicht und deren Inneres durch den Rauch ganz geschwärzt ist. In dieser elenden Hütte, in die das Licht nur durch die Thür fällt . . ., wohnt er und seine halbnaakte Familie. Ihr Mobilien

²⁹⁾ Vergl. Journal de la Société de Stat. de Paris, 1886, S. 91 ff.

und Hausgeräth besteht aus einem schlechten Tisch, einer Bank, einem Kochkessel und einigen Gefäßen aus Holz oder Thon. Als Bett dient eine Kiste mit einem Strohbandel ohne Bettlath. In der gegenüber liegenden Ecke laut auf einem Düngerhaufen eine magere und schlechte Kuh, deren Milch ihn und die Seinen nährt. Er schämt sich glücklich, wenn er überhaupt eine Kuh besitzt.²⁴⁾ Dieser trostlosen Schilderung fügen die beiden Akademiker hinzu, es sei nicht selten, daß eine Familie mit 250 Francs im Jahr auskommen müsse.

Und diese armfälligen Bauern, die ihre Lage verbessern, wenn sie in die Fabriken oder in die Handelsmarine eintreten, bilden die eine der Hauptquellen, aus denen sich der Bevölkerungszuwachs Frankreichs rekrutirt.

Die zweite Quelle bilden die Departements Nord und Pas-de-Calais.

Zeitperiode	Der gesammte natürliche ²⁵⁾ Bevölk.-Zuwachs Frankreichs	Der natürl. Bevölk.-Zuwachs der Departements Nord und Pas-de-Calais		Der natürl. Bevölk.-Zuwachs der sogenannten städtischen Kommunen in den Departements Nord und Pas-de-Calais	
		absolut	in Prozenten des gesammten natürl. Bev.-Zuwachses Frankreichs	absolut	in Prozenten d. gesammten natürl. Bevölk.-Zuwachses Frankreichs
1861/65	716 000	91 000	13	44 000	6
1877/81	507 000	106 000		64 000	
1882/86 ²⁶⁾	376 000	98 000	26	65 000	17
1886/90 ²⁷⁾	191 000	100 000	53	68 000	36
1891/94 ²⁸⁾	16 000	84 000	525	54 000	337

Während demnach noch zu Beginn der sechziger Jahre der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in diesen beiden Departements nur etwa 13 Prozent des gesammten Geburtenüberschusses Frankreichs ausmachte, ist dieser Prozentsatz im Jahrespaar 1881/85 auf etwa 26 Prozent und im Jahrespaar 1886/90 bereits auf 53 Prozent gestiegen. In den letzten vier Jahren aber wurden ohne diese zwei Departements — ja sogar schon ohne deren städtische Kommunen — im ganzen übrigen Frankreich die Geburten um viele Tausende von den Sterbefällen übertroffen.

Und welchen wirtschaftlichen Charakter haben die Departements Nord und Pas-de-Calais? Von den in Frankreich im Jahre 1894 gezählten Baumwollspinneln kamen auf unsere beiden Departements, die zusammen etwa 2, 3 Prozent der

²⁴⁾ Vergl. Rapport d'un voyage fait dans les cinq départements de la Bretagne, pendant les années 1840 et 1841, d'après les ordres de l'Académie Royale des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Tome IV, Paris 1844, S. 644 ff.

²⁵⁾ Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle.

²⁶⁾ Die Jahre 1882/85 und die ersten fünf Monate des Jahres 1886. Vergl. Résultats stat. du Dénombrement de 1886, S. 77 ff.

²⁷⁾ Die Jahre 1887 bis 1890, 7 Monate des Jahres 1886 und 3½ Monat des Jahres 1891.

²⁸⁾ Vier volle Jahre.

Gesamtfläche Frankreichs in Anspruch nehmen, etwa 28 Prozent²⁹⁾, von den Kammwolleispindeln sogar etwa 68 Prozent³⁰⁾. Ferner lieferten diese Departements etwa 15 Prozent der gesamten Gußeisenproduktion, etwa 24 Prozent der gesamten Stahlproduktion und etwa 58 Prozent der gesamten Kohlenproduktion Frankreichs. Endlich entfielen auf diese Departements mehr als 20 Prozent aller in der französischen Industrie beschäftigten feststehenden Dampfmaschinen.

Also: es sind die Centren des französischen Kohlenbergbaues und der französischen Großindustrie, deren große Geburtenfrequenz allein verhindert, daß Frankreich eine Abnahme seiner Bevölkerung erleidet.

Der Zusammenhang zwischen der Höhe der wirtschaftlichen Entwicklung und der Geburtenfrequenz läßt sich aber auch für ganz Frankreich nachweisen, und zwar auf vierfachem Wege. Aus Rücksicht auf den Raum, der mir hier zu Gebote steht, will ich mich aber auf den Zusammenhang zwischen dem Kohlenkonsum und der Geburtenfrequenz beschränken und behalte mir die übrigen Ergebnisse für meine demnächst im Verlage von Guttentag erscheinende Schrift über Bevölkerungsprobleme und Berufsgliederung in Frankreich vor.

Ordnet man — nach Ausschluß des Paris umgebenden Seine-Departements — die übrigen 86 Departements Frankreichs nach der Größe des Kohlenkonsumes auf den Kopf der Bevölkerung, so erhält man fünf Gruppen:

Zahl der Departements		Durchschnittliche Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren im Zeitraum 1890/91
Erste Gruppe ³¹⁾	10 Departements	112,7
Zweite	17 "	95,7
Dritte	19 "	92,3
Vierte	20 "	92,2
Fünfte	20 "	108,4
	Seine	86,5
	Ganz Frankreich	98,8

Die zehn Departements, die den größten Kohlenkonsum — d. h. mit anderen Worten: eine starke Großindustrie — hatten, wiesen demnach auch die größte Geburtenfrequenz auf, wobei die Zahl bis zur vierten Gruppe mit der Abnahme des Kohlenkonsumes regelmäßig sank. Daß hier keine Rede von einer zufälligen Erscheinung sein kann, beweist allein schon die Thatfache, daß

²⁹⁾ Davon nur ein kleiner Theil auf Pas-de-Calais, der Rest auf das Departement Nord.

³⁰⁾ Davon etwa 10,6 Millionen Tonnen auf das Departement Pas-de-Calais und etwa 5 Millionen Tonnen auf das Departement Nord. Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß die Departements mit einer bedeutenden Kohlenproduktion sich durch ihre besonders hohe Geburtenfrequenz auszeichnen.

³¹⁾ Um die Gesetzmäßigkeit der Erscheinung klar zum Vorschein zu bringen, wurden diese Gruppen so gebildet, daß in jeder eine möglichst gleiche Anzahl von gebärtüchtigen Frauen vertreten war.

mit einer einzigen Ausnahme die zur ersten Gruppe gehörenden Departements eine größere Geburtenfrequenz hatten als ganz Frankreich. Man zählte nämlich in diesen Departements auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren 99,8 bis 135,8 Geburten, während der Durchschnitt für ganz Frankreich nur 88,8 betrug.

Was die fünfte Gruppe betrifft, die Gruppe der Departements mit dem geringsten Kohlenkonsum, so erkläre ich mir ihre relativ hohe Geburtenfrequenz dadurch, daß sich darunter zahlreiche äußerst arme³²⁾ Departements befinden. Scheidet man diese aus, so ergibt sich für die wohlhabenden Departements ein Durchschnitt von 93 Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren, eine Zahl, die bedeutend unter dem Durchschnitt für Frankreich zurückbleibt. Zu noch interessanteren Ergebnissen kommt man durch Ermittlung des Ueberschusses der Geburten über die Sterbefälle in den beiden Gruppen, die den geringsten Kohlenkonsum aufzuweisen hatten. Bei einer Bevölkerung von etwa 13,9 Millionen hatten die hier in Betracht kommenden 40 fast rein landwirtschaftlichen Departements in der Zeit zwischen den Volkszählungen von 1886 und 1891 etwa 58 700 überschüssige Geburten geliefert, während die Departements Nord und Pas-de-Calais, deren großindustriellen Charakter ich bereits betont habe, einen Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle von etwa 100 000 ergaben, obgleich ihre Bevölkerung nur etwa 2,6 Millionen betrug. Das Resultat gestaltet sich aber für die landwirtschaftliche Bevölkerung noch ungünstiger, wenn man von den angegebenen Zahlen die Bevölkerung und den Geburtenüberschuß der sehr armen Departements Finistère, Corrèze, Corse, Côtes du-Nord und Morbihan in Abzug bringt. Bei einer Bevölkerung von etwa 11,4 Millionen, von denen mehr als 9 Millionen, d. h. etwa 80 Prozent, in ländlichen Kommunen wohnten, wiesen dann die übrigen fast rein landwirtschaftlichen 35 Departements in dem fraglichen Zeitraum sogar einen Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburtenzahl auf.

Angesichts aller angeführten Thatsachen ist es klar, daß die Lösung des Bevölkerungsproblems in Frankreich nicht auf dem Wege einer weiteren Belastung des ländlichen und städtischen Proletariates zu Gunsten der im Allgemeinen ohnedies wohlhabenden Bauernschaft liegt. Auf die positiven Maßnahmen, die der Lösung des Problems wirklich dienen könnten, werde ich voraussichtlich später eingehen Gelegenheit haben.

Zürich-Paris,
im August 1899.

Privatdozent Dr. Josef Goldstein.

³²⁾ Darunter auch die vorhin bereits erwähnten, zu der Bretagne gehörigen Departements Côtes-du-Nord, Morbihan und Finistère



Robert Browning und Elizabeth Barrett.

Segen gewisse Themata der Literatur helfen keine Argumente. Vergebens hört man klagen, daß der Erotik ein zu weites Feld eingeräumt werde. Dem Blick manches Literaten zeigt sich der schollenschwere Acker des Daseins eben nur als ein Tummelplatz des Liebesgottes. Zur Zeit des Minnefanges durchschwirrte Eros mit zahllosen Tändelschaaren die Gesilde der Lyrik. Durch die Epik schritt er damals in leidenschaftlicher Attitude und selbst dem Kirchengesang blies er seinen heißen Odem ein. Später erzitterte der Theatrisarren unter seinem Ungeßüm; seitdem treibt er auf allen Gebieten der Literatur sein loses Wesen und selbst bis zu den Schoßkindern unseres heutigen, psychologisch geschulten Geschmacks, den Tagebüchern und Briefsammlungen, ist er lässlich vorgebrungen.

Eine solche Spende hat der englische Büchermarkt in jüngster Zeit in den Liebesbriefen Roberts Browning und der Elizabeth Barrett geboten. Sie geben uns den Einblick in das Allerheiligste zweier hervorragenden Dichterindividualitäten. Ein Herzensblindniß, das in der Weltliteratur ohne Gleichen ist, enthüllt seinen köstlichen Werdeprozeß. Von Abaelard und Heloise bis auf Goethe und Charlotte von Stein haben wir Schätze epistolarer Liebesbekenntnisse großer Männer und Frauen. Niemals ist jedoch ein wechselseitiges Stenogramm der Liebe in so erschöpfender Form geboten worden. Und hier reden zwei auf gleicher Höhe stehende, zwei der reichsten Poetenherzen der an lyrischen Größen besonders fruchtbaren englischen Literatur zu einander. In diesen Briefen werden keine zierlichen Floskeln wie zur Zeit der Königin Anna gedroschelt, auch keine Rousseau-Senfzer und keine Ueberschwänglichkeit romantischer Gefühle betäubt die Stimme der Natur. Zwei kongeniale Menschen, die Beide bereits Stellung zum Leben genommen haben, beginnen damit, Auffassungen mit einander auszutauschen. Sehr bald schlägt dann die persönliche Note durch, bis nach einem unaufhaltsam anschwellenden Crescendo das Unifono der Seelen langaushallend verklingt. Neben der männlichen Sprache Roberts Browning setzt Elizabeth Barrett mit weiblichen Tönen ein. Diese Töne steigern sich mit der überströmenden Kraftfülle des Mannes, erhalten sich auf der Höhe und übertragen schließlich das eigene Moll auf die Sprache des Geliebten. Quellender Bilderreichtum verräth, daß Beide Dichter sind. Die gedrängte, eruptive Art Brownings gemahnt an Carlyle, die graziose Innerlichkeit der Barrett erinnert an Madame de Sévigné.

Diese ganze Korrespondenz hatte Browning nach dem Tode der Gattin den Händen ihres Sohnes, des einzigen Kindes, anvertraut. In einer prächtigen Kassetten übergab er ihm den Grundstein seines Eheglücks mit den Worten: „Thue damit, was Dir recht erscheint.“ Robert Browning, der un-

persönliche Dichter, der Byron als den Typus der Selbstbekenner verwarf, hegte eben doch den Wunsch, die Nachwelt an seinen persönlichsten Erlebnissen Theil nehmen zu lassen. Er folgte darin den Empfindungen seiner Gattin.

Als Browning und Elizabeth Barrett einander kennen lernten, war die gefeierte Dichterin eine Kranke, deren Lebenslicht nach zehnjährigen Leiden langsam zu erlöschen schien. Ihre Familie und sie selbst hatten sich völlig an diese Patientenrolle gewöhnt. Man hielt das Lungenleiden der fast Vierzigjährigen für so hoffnungslos, daß dem Vater eine Reise in ein südliches Klima verlorene Liebesmühe schien. Abgeschieden von den Aufregungen und Geräuschen des geselligen Lebens, nur einer kleinen Zahl von Intimen zugänglich, suchte sie körperlich hin. Die Flamme ihres Lebens verzehrte sich in der schriftstellerischen Arbeit. Je gedämpfter das Feuer brannte, desto stärker war aber seine latente Gluth. Mußte sie auf den Umgang der Menschen verzichten, so durchlebte sie dafür jede Regung des Zeitgeistes, das in den Büchern pulsende Fühlen Lebender und Toter mit um so beharrlicher auffaßendem Eifer. Sie bewunderte Brownings Werk und sprach in der leidenschaftlich hinstürmenden „*Verbung der Lady Geraldine*“ von

„Brownings Granatapfel, der, tief bis auf die Mitte durchschnitten,
Ein Herz enthält, blutroth gefärbt von blinder Menschlichkeit.“

Ein gemeinschaftlicher Freund, Elizabeths kunstliebender Vetter John Kenyon, hatte den im vollen Strom vornehmster Geselligkeit schwimmenden Browning auf das Talent der Dichterin aufmerksam gemacht. Er las ihre Gedichte und fand darin den Lockruf einer gleichgeschaffenen Seele. Hier war ausgeprägter Stil, hier war der tapfere Wille zur Wahrheit, die soziale Note Temperament und zarteste geistige Essenz. In der Mischung von Ungeßüm und Großmuth, durch die Browning sich auszeichnete, ward ihm der Wunsch, sie kennen zu lernen, sofort zur That. Trotz allen Hindernissen drang er in die Weltabgeschiedenheit ihres Krankenzimmers. Elizabeth Barrett, für die einst einer ihrer Lehrer das Wort „*kopfaber*“ als besonders charakteristisch münzte, hatte sich in einer merkwürdigen Selbstdisziplin zur Scheintoten drillen lassen. Ihr Leiden wurzelte in einem zur krankhaften Gewohnheit ausgearteten Verzicht auf jede freiere Lebensregung. Und so wunderbar es scheint: der Briefwechsel der Liebenden wurde das Präludium eines ungetrübten fünfzehnjährigen Eheglüdes.

Mit einer freien Aussprache seiner Sympathie beginnt Robert Browning den Gedankenaustausch. Er hat die Poesien der Dichterin gelesen und schreibt ihr: „*Ich liebe diese Bücher von ganzem Herzen, — und ich liebe auch Sie.*“ Er spricht davon, daß er vor Jahren in Elizabeths Nähe gewilt habe, ohne sie zu kennen. „*Es ist mir, als sei ich einmal dicht, so dicht bei dem Wunderbild einer Kapelle vorüber gegangen.*“ Sich selbst schildert er „*wie jene*

mittelländischen Leuchttürme, deren Licht sich beständig innerhalb einer dunklen Galerie glänzend und lebendig dreht und nach träger Ruhepause wieder auf einen Moment aus dem engen Spalt ausblüht; eine undurchbringliche Wand trennt es in der Pause von unserem Auge, aber es brennt fort und ohne Zweifel ist gerade dann der Thürmer, der für die Leuchte bestellt ist, geschäftig, das Licht zu versorgen. Die Arbeit geht eben im Inneren vor sich, — nicht nur, wenn ich zur bestimmten Zeit mein Licht nach außen werfe. Daß ich Das ohne Selbsttäuschung behaupten darf, möchte ich Ihnen — sonst Keinem — beweisen. Ich brauchte nur mein Schreibpult zu öffnen und Ihnen zu zeigen, mit welcher Menge Brennholz ich ein großes Freudenfeuer entfachen könnte, wenn ich den ganzen plumpen Helm meines Thurmes abschlagen wollte!“ Das Bild der Kapelle und des Leuchtturmes: Beide malen unübertrefflich die Seelen Elizabeths Barrett und Roberts Browning. Auch sie ist frei von jeder konventionellen Geziertheit. Nach wenigen Briefen schon fordert sie ihn zu unbedingter Kameradschaft, ohne „Verbeugungen und Knize“, auf. „Weil ich die Ceremonie abgeschüttelt habe, halte ich um so fester an der Güte“, versichert sie; und mit dieser stetig gleich hell strahlenden Güte besiegte sie den Mann, der wie Carlyle von sich sagen konnte: „Ich halte es keineswegs für eine negative Tugend, eine ganze Satansschule inwendig rumoren zu fühlen.“ Als sich Browning durch ihre Dichtungen mächtig zu Elizabeth Barrett hingezogen fühlte, hatte er seine Lebensphilosophie bereits abgeschlossen. Er, der im vollen Strom der Zeit geschwommen war, berauschte sich nun an der Fülle der Einsamkeit. In Hamletstimmung bekennt er der Dichterin, daß ihn Länder, Menschen und Bücher nichts Neues mehr lehren. „Aller Gewinn ist nur die Entdeckung, daß man nichts gewann und recht that, sich auf eingeborene Ideen zu verlassen.“ Ganz anders malt die kranke, einsame Dichterin ihr Seelenleben. Sie, die bis dahin den Tisch des Lebens für sich noch nicht gedeckt gefunden hatte, dankte ihren stillen Gräbeleien zwei Einsichten: die Pflicht zur Heiterkeit und die Pflicht zur Geselligkeit. Trotzdem erleichterte sie die Annäherung des Mannes nicht. Sie schildert sich ihm als Patientin und betont, daß ihre Person nichts, ihre Kunst Alles sei. Am einundzwanzigsten Mai 1845 sahen sich Beide zum ersten Male. Der persönliche Eindruck der Dichterin kann Brownings Empfindungen nur gesteigert haben. Die Erlaubniß, seine Besuche zu wiederholen, beglückt ihn. Brief auf Brief folgt während der Tage, da sie von einander entfernt sind. Leidenschaftliche Hoffnungen, die er anzudeuten wagt, weist sie, warnend, beschwörend, als unbewußte Uebertreibungen zurück. „Vergessen Sie sofort und auf immer, daß Sie so sprechen konnten! Zwischen Ihnen und mir muß Das ausgelöscht werden, wie ein Druckfehler zwischen Ihnen und Ihrem Drucker.“ Nur seine Freundin will sie bleiben. Mehr und mehr öffnet sich dann allmählich des Mannes

streng gehütetes Innere dem Weibe, das ihn in Selbstbeherrschung und Liebesfälle meistert. Sie begreift Eigenheiten, die die Kritik an ihm beschödet. Sie kommentirt und kritisiert ihn mit psychologischem Feinsinn. Seine viel getadelte Dunkelheit nennt sie „eine Gewohnheit sehr subtiler Assoziationen, so subtiler, daß Sie sich ihrer wahrscheinlich nicht bewußt sind . . . Und die Folge davon ist, daß Sie auf gleichem Niveau und unter gleicher Beleuchtung einander Aehnliches und Unähnliches zusammenwerfen.“ Ihr Rath wird dem Manne bald unentbehrlich. Neue Stoffe erdrücken ihn; aber das Wiedersehen mit ihr leuchtet ihm als „Licht durch die dunkle Woche“. In launigem Grimm stöhnt er über die Zurückhaltung, die sie ihm auferlegt: „Sie binden mich wie ein Fastendienstagshuhn an den Pfahl und dann suchen Sie den dicksten aller Ihrer Prügel und fahren damit gegen mich los.“ Immer mehr wächst das gegenseitige Vertrauen. Keinen stärkeren Beweis davon kann Elizabeth geben, als den, daß sie ihm ihre innersten Familienverhältnisse enthüllt: die Tyrannei des Vaters, die sie Alle wie unter der beständigen Gefahr einer Lawine zittern läßt. Dem Freunde gegenüber vermag sie zum ersten Male von dem größten Seelenschmerz ihres Lebens, dem Verlust ihres ältesten Bruders, zu sprechen. An seinem Tode in den Wellen fühlt sie sich mitschuldig, da er ihretwegen am Meer geweiht hatte. Immer erklingt in ihren Zeilen der ängstliche Ton der Besorgniß, daß er der Freundschaft müde werden könne, trotzdem Browning nie in seinem Empfinden wankt. Am dreißigsten August spricht er gegen ihren Wunsch zum ersten Mal ein Liebesbekenntniß aus: „Ich glaube an Sie absolut und vollkommen. Lassen Sie es mich jetzt — dieses einzige Mal — sagen, daß ich Sie aus ganzer Seele liebe und Ihnen, so viel Sie von meinem Leben annehmen wollen, schenken möchte. Und das Alles ist unabänderlich. Es ist gänzlich unabhängig von irgend einer Erwiderung von Ihrer Seite.“ Die Entwicklung, die sich in Elizabeths Seele vollziehen mußte, ehe sie dieses grenzenlose Glück ganz als Wirklichkeit fassen konnte, reist langsam. Sie zögert, wo sie jauchzen möchte. Sie wiederholt, daß er sich nicht als fest gebunden zu betrachten habe. In ihre Seligkeit mischen sich Rührung und Dankbarkeit. Wenn für unser Empfinden der Ausdruck der Demuth in den Briefen Dorotheas Mendelssohn an Schleiermacher allzu häufig wiederkehrt: hier ist er das Bild der zärtlichsten Frauenseele. Ein Unterpand der Treue, Ring und Haarlocke, werden auf seine Bitte ausgetauscht. „Geliebte“, schreibt er, „ich bin rings um Dich . . . mein ganzes Leben ist über und unter Dir um Dich verwachsen . . . ich fühle überall Dein Regen.“ Und sie entgegnet: „Ich will mich nicht rühren, nicht reden, nicht atmen, auf daß ich nicht bewußt oder unbewußt das kostbare Unterpand des Herzens und Lebens mit einem Schatten verdunkle.“ Je stärker ihr Gefühl wird, desto mehr beherrscht sie sich. Ihr ganzes Leben hat das Wort der Madame de Staël

bewährt: jamais je n'ai été aimée comme j'aime; denn die Liebesfähigkeit war die stärkste ihrer Begabungen. Der trübe Winter von 1845 auf 1846 wird Beiden zu einer langen Sonnenzeit. Am letzten Tag des Jahres "beringt der Dichter die Geliebte als „jeune serone, jeune parmydore, jeune Sirene“. Und sie erwidert selig am Neujahrstage und nennt seine Worte „einen Strauß mystischer Blüten, von seltsamem und leuchtendem Aussehen, die ihren Waienthau in der Weihnachtszeit bewahren“. Er fordert, daß sie über ihre endgiltige Vereinigung nachdenke; von ihrem Zusammenleben erwartet er eine „siebenfache Rosenblüthe“ seiner Poesie. Der Ton der Liebenden erhebt sich, da sie überzeugt sind, einander unzertrennlich anzugehören, bis zur Weihe des Kirchengesanges. Wir sehen zwei Anbetende vor einander knien und ihrer Liebe wie einer Gottheit dienen. Ende Juni fällt zum ersten Male das Wort „Flucht“; denn der Widerstand des Vaters ist unüberwindlich. In unbeschränktem Vertrauen werden die Geldangelegenheiten, die kirchlichen Formen ihrer geheimen Trauung und der Reiseplan besprochen. Am zehnten September theilt Elizabeth dem Geliebten die Absicht der Ihren mit, an die See zu reisen. Das ist für ihn ein Fingerzeig des Schicksals. Am zwölften September wird in aller Stille vor dem Altar in Northbone, dem selben, an dem einst Lord Byron die Taufe empfing, das bindende Gelübniß abgelegt. Auf eine Woche muß Browning sein Weib noch einmal den Ihren überlassen; aber er schreibt ihr am Abend des Trauungstages: „Ich frohlocke über die Unwiderruflichkeit dieser kostbaren Gabe Deines Selbst. Komme was da wolle, mein Leben hat Blüthe und Frucht getragen, — es ist ein glorreiches, erfolgreiches, beglücktes Leben. Ich danke Gott und Dir.“ Nur unvergleichliche Liebeskraft konnte die zärtlichste aller Töchter und Schwestern, ohne Mitwissen auch nur eines einzigen ihrer Familienmitglieder, die That vollbringen lassen, die ihr das Vaterhaus für immer verschloß. „Ich fange an, zu glauben, daß Niemand so kühn ist wie die Jagdhafnen, wenn man sie richtig aufweckt“, schreibt sie in ihrem letzten Brief an den Gatten.

Die Korrespondenz füllt zwei Bände. Auch nicht ein einziges Wort dieses epistolaren Hohen Liebes hat die Doffentlichkeit zu scheuen. Beide liebten einander, wie Heinrich von Kleist es ausdrückte, „leusch und das Herz voll Sehnsucht“. Unter endlosem Nichts, wie es Liebende ergötzt, werden zeitgenössische, besonders literarische Tagesereignisse besprochen; aber die Tiefe der eingestreuten Gedanken, die Feinheit des psychologischen Details und die Fülle poetischen Beiwerks entschädigen reichlich für alle Längen. Wir haben während des Lesens das Gefühl, in der Gesellschaft edler Menschen zu verweilen, — zweier Menschen, wie sie im Leben so eben nur einander sich geben, keinem Dritten.

Anna Michaelson-Jessen.



Junger Ruhm.

Flüchtig rieb ich mir mit beiden Häufchen die Augen, um mich in der Welt zurecht zu finden. Leicht wurde mir Das eben nicht, so ganz auf mich allein angewiesen. Mein Papa kümmerte sich nämlich gar nicht um mich. So ein neugeborener kleiner Ruhm ist —: der Himmel weiß es! — nicht zu beneiden. Im Gegentheil. Anfangs hatte ich sicher einen ganz falschen Begriff vom Leben — so ist es immer, sagt Papa —: mir schien Alles wunderschön. In meiner Naivität glaubte ich, die Welt habe auf mein Erscheinen förmlich gewartet, und meinte, nur freundliche Blicke zu sehen. Das war nun wohl ein grandiofer Irrthum und ein Schlag aus heiterem Himmel traf mich, als ich zum ersten Male Jemand ganz deutlich von mir sagen hörte: künstliche Frühgeburt! Zugleich traf mich ein so vernichtender Blick, daß ich zartes Geschöpf ganz erschüttert war. Ja, die Meisten bestritten überhaupt meine Existenz. Dabei war ich doch sicher auf der Welt, — wie konnte ich sonst hören, was über mich gesagt wurde? Nur was meiner Geburt vorhergegangen war, weiß ich nicht genau, habe nur Dies und Das aus gelegentlichen Reden der Freunde Papas ausgeschmuppt. Leider ist Papa selbst mit mir so nervös, daß ich nie weiß, woran ich bin. Außer ihm interessirt sich auch Niemand recht für mich; daher kommt es, daß ich so einsam bin und mir falsche Vorstellungen von Vielem mache. So hielt ich zuerst das Wachsen für etwas Selbstverständliches. Das war wieder ein Irrthum. Ich blieb nicht nur winzig und schwach, sondern oft kam mir sogar vor, als schrumpfte ich ein, besonders wenn mein Herr lange vom Schreibtisch fern blieb und nichts für mich that. Die bekannte Faulheit der Genies war mir nur ein geringer Trost. Nach und nach lernte ich erst das Leben besser kennen. Furchtbar gefährlich muß das Einschlafen sein, vielleicht ganz so schlimm wie das Sterben. Hörte ich doch, wie der Rezensent einer bekannten Zeitung zu Papa sagte: „Flott, mein Junge, man darf seinen Ruhm nicht einschlafen lassen! Das verträgt er nicht; lieber gleich begraben!“ Ihr könnt Euch denken, wie ich erschrak. Immer reiche ich die Augen gewaltsam auf, um wach zu bleiben und nicht zu sterben. Deshalb dürfen, frage ich, so viele Andere schlafen, ohne sich den Tod zu holen? Da ist doch der alte Schlendrian, der überhaupt nur vor sich hinduffelt, — und die Frau Bewohnheit lebt ja geradezu vom Schlafen. Ganz unklar ist mir meine Ernährung. Weibrauch streut mir Keiner und auch auf den rinnenden Schweiß „von der Stirne heiß“ warte ich vergeblich.

Seit einigen Monaten fühle ich ein merkwürdiges Ziehen in den Gliedern. Auch sonst ist nicht mehr Alles beim Alten. Mein Herr sitzt ohne Unterbrechung am Schreibtisch, die ganze Welt ist ihm versunken, auch an mich denkt er gewiß nicht. Ich glaube, Das nennen sie Inspiration: so ein besonderer ekstatischer Zustand. Im Zimmer herrscht lautlose Stille, nur die Feder gleitet hörbar über das feine Papier; manchmal springt Papa auf und seine Augen funkeln unheimlich, dann setzt er sich wieder und wühlt mit den Händen in den Haaren, die ihm schier zu Berge stehen. Ab und zu trinkt er einen Schluck Wasser. Das muß ein geradezu berauschesendes Getränk sein; denn wodon taumelt er sonst zuletzt beinahe und wirft sich gegen Morgen wie ein Trunkener aufs Bett?

Ach, ich bin doch gar zu verlassen! Und dann noch so spize Lebensarten

hören zu müssen, etwa wie: „Der wahre Künstler arbeitet nur für sich, für Niemand sonst“, — ist Das der Lohn für meine Anhänglichkeit? Trostlos ist es auch, daß ich nie mit Meinesgleichen zusammenkomme. Wie viel könnte man da lernen, wenn man seine Erfahrungen austauschte! Und daneben die ewige Ungewißheit, ob überhaupt Etwas aus mir werden wird. Neulich guckte ich meinem väterlichen Freund — denn Das ist er ja trotz Allem — über die Schulter, als er schrieb; ich sah lauter einzelne Personen verzeichnet, die sprechen und handeln sollen: ein Theaterstück also! Richtig, diesmal hatte ich mich nicht getäuscht, denn bald darauf hörte ich Etwas von Premidre sprechen. Gut, sagte ich mir, ich begleite ihn, was auch geschehen mag, ich verlasse ihn nicht, ich habe lange genug im Winkel gehockt. Den Tag werde ich aber in meinem Leben nicht vergessen! Keine Minute hatte Papa Ruhe, immer lief er aufgeregt hin und her, auch ob er fast nichts. Der Nachmittag schien mir endlos. Grad und weiße Binde kleidete ihn gut. Endlich griff er nach dem Hut. Gott sei Dank! Beim Verlassen des Zimmers murmelte er deutlich: „Sicher ein Durchfall.“ Nun begleitete ich ihn erst recht. Ich hatte nicht geahnt, daß man für einen Durchfall Toilette macht. Verstoßen schleiche ich hinter ihm her, wir kommen ins Theater. „Ruhe, Herr Doktor“, sagt der Regisseur und klopft uns gönnerhaft auf die Schulter. . . . Ich weiche nicht von Papas Seite, denn ich will auch einen Durchfall kennen lernen. Trotz der Menge, die das Haus füllt, bin ich wirklich ganz ruhig; der Lichterglanz giebt mir eine sonderbare Sicherheit. Der Vorhang hebt sich, auf der Bühne wird Allerlei geredet, wovon ich nichts verstehe. Das Publikum scheint sehr gespannt. Niemand rührt sich. Als der erste Akt zu Ende ist, geht eine eigenthümliche Bewegung durch das Haus, von der man — auch wenn man erfahrener ist als ich — nicht weiß, was sie zu bedeuten hat. Ehe ich mich besinnen kann, ertönt aber das Glockenzeichen und es geht weiter. Während sie auf der Szene herumhantiren, habe ich wieder das komische Reichen in allen Kleidern. Herrgott, denke ich: es zieht. Pöblich entsteht ein Riesenspektakel, Alle klatschen wie besessen in die Hände und Papa verbeugt sich vor dem Soffleurstafen. Nun geschah das Wunderbare: jedesmal, wenn geflatscht wird und er vortritt, um sich zu verneigen, geht mir ein Ruck durch die Glieder, der furchtbar schmerzhaft ist. Ich bin außer mir: ist Das Wicht oder Rheumatismus? Und immer lauter dröhnt das Haus: Hoch und Bravo und wieder Hoch! An Schmerzen und Aufregung hatte ich nun gerade genug, — doch was sah ich, als ich erschöpft in die Seitencoullisse zurücktrat? Mein Blick fällt zufällig in einen Spiegel. Was ist Das? Ich erkenne mich selbst nicht wieder. In den wenigen Stunden bin ich so kolossal gewachsen, daß ich sofort begreife: Viele von meiner Größe haben in der Welt überhaupt nicht Platz. Die Schmerzen sind mir wie fortgeblasen. Ich athme auf und fühle, daß ich etwas Großartiges geworden bin. Vorbei also die Zeiten, da ich mich bückte und duckte und abwarten und mich beleidigen lassen mußte. Jetzt giebt's Interviews, Bankette, — und Grillparzerpreise.

Wie wir diesen Abend nach Hause gekommen sind, weiß ich kaum. Papa schwankte — und doch hatte er diesmal bestimmt kein Wasser getrunken — . . . also er schwankte und ich, ich slog ihm voran. Nur Das möchte ich noch verrathen: einen Durchfall hatte ich mir ganz, ganz anders vorgestellt.



Geldnoth.

Panem et circenses! Nach Brot und Circuspielen verlangte das Volk von Rom unter der Herrschaft der Cäsaren. Zwar an öffentliche Spiele sind die Völker nirgends mehr gewöhnt, dafür ist aber der allgemeine Ruf nach Brot um so lauter. Noch immer ist der Hungertod kein Märchen, auch nicht heute, wo die Produktion der Erde ins Ungeheure gewachsen ist. Und wie einst im alten Rom das Schauspiel der Bestien, die in der Arena ihre Opfer zerfleischten, die Leidenschaft der Menge entzündete, so lechzt heute die Kultur Menschheit in höchster Leidenschaft nach dem gleichenden Metall. Das beweisen die Gräberfelder in Kalifornien und in Alaska.

Im deutschen Reich nicht minder als an der Newa und an der Themse hat der Gründungsrausch die Kapitäne der Industrie in seinen Bann gezogen. Das ging eine Zeit lang so fort, aber jetzt geht es nicht mehr weiter. Die Maschinerie droht zu stocken, die Börsen sind mißtrauisch und unisono ertönt der Ruf nach Geld, das zum rarsten Artikel der Welt geworden ist. Die Banken, die einige Jahre hindurch — zuletzt freilich *controcour* — immer neue Feuerung an die weißglühenden Oefen heranschleppten, sind erschöpft; und doch darf das Feuer nicht ausgehen. Die Kapitalisten haben ihre letzten Reserven an Rentenspapieren hergegeben und immer noch ist dem Bedürfnis nicht genügt. Selbst erstklassige Anlagen weichen fortdauernd, und so günstig die Gelegenheit ist, einwandfreie vierprozentige Werthe unter Pari zu erstehen, das Publikum zieht vor, seine Industriepapiere, die ihm feste Dividenden sichern, zu behalten. *Beati possidentes!* Schlimm nur für Dem, der Geld braucht, um seinen Ofen zu heizen. Der Privatdiskont hat die Höhe des offiziellen Diskontsatzes erreicht. Die Folge davon ist, daß die Einreichung von Wechseln bei der Reichsbank zunimmt und die Wechselverkäufe am offenen Markt abnehmen. Der Oktobertermine droht, Gefahr zu bringen, wenn auch viele Verpflichtungen schon vorher gelöst werden, so daß sich der Ansturm auf einen größeren Zeitraum vertheilt. Aber wenige Tage vor dem Quartalswechsel werden doch auch die von der Seehandlung geliehenen Gelder fällig, deren Wiederbeschaffung den Kreditnehmern noch bösen Kopfschmerz bereiten wird. Die Augen der Finanzwelt richten sich daher ängstlich auf die kleine Exzellenz, den Präsidenten der Reichsbank, dem die preussischen Agrarier schon längst gram sind, obgleich sein Herz gut konservativ schlägt; der so gar nicht Bureaukrat ist und das große Institut, das ihm anvertraut ist, von seinem mit außerlesenen Kunstschöpfen geschmückten Wartenzimmer aus doch mit fester Hand leitet. „Wird die Bankrate vor dem Quartalschluß auf fünfsechshalb, vielleicht gar auf sechs Prozent erhöht werden?“ lautet die Frage. Im vorigen Jahr betrug der Diskont im September vier Prozent und wurde erst am zehnten Oktober auf fünf, am neunten November auf fünfsechshalb und am neunzehnten November auf sechs Prozent erhöht, während im laufenden Jahre schon am siebenten August eine Steigerung von viereinhalb auf fünf Prozent vorgenommen werden mußte. Leider ist es der weisen Voraussicht des Bankpräsidenten nicht gelungen, die diesjährigen Ansprüche auch nur auf der Höhe der vorjährigen zu halten; die gutgemeinten Warnungen fruchteten nur wenig. In der dritten Septemberwoche 1898 wies

die Reichsbank trotz starker Anspannung noch eine steuerfreie Notenreserve von 69 $\frac{1}{2}$ Million Mark auf; erst die darauf folgende Woche brachte mit einer Verminderung der Reserve um 339 Millionen eine Steuerpflicht in Höhe von 276 $\frac{1}{2}$ Million Mark. In diesem Jahr zeigte der Status vom siebenten September eine Notenreserve von kaum 14 Millionen. Nur das „Berliner Tageblatt“ hat den Muth, jeden Grund zu einer pessimistischen Auffassung der Lage von der Hand zu weisen, obgleich das verstärkte Angebot sogenannter Indusriewechsel ein untrügliches Sturmzeichen ist. Es bleibt nichts Anderes übrig: um auswärtige Mittel wirksamer heranzuziehen, ist eine Erhöhung der Reichsbankrate um ein ganzes Prozent erforderlich. Dabei ist auf London jetzt wenig zu rechnen. Die englische Regierung, deren Guthaben bei der Bank von England bereits erheblich zusammengeschmolzen ist, wird, falls die Rüstungen zum Kriege gegen Transvaal fortgesetzt werden, den dortigen Geldmarkt vollständig in Anspruch nehmen. Daß dabei das finanzielle Ansehen Großbritanniens sonderliche Triumphe feiern werde, ist kaum anzunehmen. Es scheint vielmehr ziemlich sicher, daß die alte Methode, Schatzwechsel auf große Summen auszugeben, wieder eingeschlagen werden soll. Da wird es denn eine heiße Jagd auf kontinentales Gold geben! Die Diskontente würden den Brotkorb höher gehängt finden und sich möglichsste Reserve auferlegen, — und als nothwendige Folgeerscheinung könnte ein Kurssturz an den europäischen Börsen nicht ausbleiben. Auch der newyorker Markt, dem die leichte Hand Vandalbilts sehr zur Unzeit fehlen wird, ist nicht mehr widerstandsfähig. Schon ist der Satz für tägliches Geld dort bis auf acht Prozent gestiegen. Die Reserven der großen amerikanischen Banken sind in Wochenfrist von 9190000 auf 2470000 Dollars zusammengeschrunpft; ja, vier bedeutende Institute haben zeitweilig selbst das gesetzliche Mindestmaß der Reserven von fünfundschwanzig Prozent nicht mehr innehalten können und mußten zu Restriktionen schreiten, wie sie seit der Geldkriß des Jahres 1893 glücklicher Weise nicht nöthig gewesen waren. Auf eine stärkere Goldausfuhr aus den Vereinigten Staaten ist also vor der Hand jedenfalls nicht zu rechnen. An der berliner und der londoner Börse blüht jetzt die Spekulation in amerikanischen Eisenbahnaktien, die in großer Menge aus dem Heimathlande dahin abströmen. Die günstige wirtschaftliche Entwicklung Amerikas erklärt dieses Interesse zur Genüge; und doch birgt diese Entwicklung, wie die Geldverhältnisse lehren, die Keime schwerer Störungen in sich. Gut Ding will Weile haben! . . . Aber die Amerikaner wollten den Weltmarkt im Sturmschritt erobern. Noch haben sie den Bedarf des eigenen Landes nicht befriedigt, da fehlt es ihren Fabriken schon an Rohmaterial und, anstatt den alten Kulturstaaten Brücken und Eisenbahnen zu bauen, müssen sie sie jetzt um die Lieferung des nothwendigen Roheisens anbetteln. In Glasgow lacht man sich dazu ins Häustchen.

Amerika hat durch sein Trustwesen das Wespenst der Geldklemme zu bannen gesucht. Wir biederen Deutschen öffen Das mit unseren bescheidenen Mitteln nach und schicken die Banken vor, die immer und immer wieder zu Kapitalerhöhungen schreiten, weil ihren Gründungen stets neuer Wettbewerb wächst, der unschädlich gemacht werden muß. Das Radikalmittel, um Das zu erreichen, ist die Auffaugung der gefürchteten Konkurrenz. Daß hierbei der Preis, den Aengstlichkeit und Bequemlichkeit für die Ruhe vor einem unangenehmen

Störenfried bezahlen müssen, oft ein unverhältnißmäßig hoher ist, kann man sich denken, aber nachher läßt sich doch um so viel gemächlicher arbeiten. Darum muß die „Selsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft“ mit „Vereinigter Bonifacius“, darum die Zeche „Adolf von Hansemann“ mit der „Dortmunder Union“ vereinigt werden. Daß der Appetit beim Essen wächst, wird durch die „Große Berliner Straßenbahn“ bestätigt. Nachdem sie sich im vorigen Jahr durch eine Verdoppelung ihres Aktienkapitales das Monopol des hauptstädtischen Straßenbahnverkehrs sichern zu können geglaubt hat, geht sie mit einer nochmaligen Vermehrung ihrer Mittel durch die Ausgabe von 22 Millionen Mark junger Aktien um. Das ist im Hinblick auf die Steifheit des Geldmarktes alles Mögliche; aber doch wird die Gesellschaft die Neuemission nicht lange hinauschieben wollen. Sie scheint eben des Geldes dringend zu bedürftigen, obgleich es merkwürdig wäre, wenn die Einführung des elektrischen Betriebes und die Erweiterung des Bahnnetzes die ganzen, im vorigen Jahr ausgegebenen etwa dreißig Millionen Mark, die seit dem ersten Januar 1899 voll eingezahlt sind, heute bereits abforbirt haben sollten. Wie hoch man übrigens die Besserung der allgemeinen Wirtschaftslage veranschlagt, geht daraus hervor, daß die alten Aktionäre für den Bezug der jungen Aktien diesmal gegen einhundertundzwanzig Prozent zu zahlen haben werden, während sie im vorigen Jahr mit einhundertunddrei Prozent davonkamen. Trotzdem wird jeder Aktionär den schönen Ehrgeiz zeigen, die neuen Papiere um einen solchen Spottpreis zu erwerben, denn die alten Aktien stehen heute etwa auf 280. Das Agio von zwanzig Prozent wird der Straßenbahngesellschaft aus dem besonderen Grunde sehr willkommen sein, daß ihre Reserven, die gegenüber dem hohen Aktienkapital bescheiden zu nennen sind, sich auf anderem Wege nicht so leicht verstärken lassen würden, ohne die Aktionäre in ihrem Zinsgenuß zu beeinträchtigen. Und die Höhe der Dividende bleibt doch für das Urtheil des Aktionärs ein für allemal das Maßgebende. Darum findet auch die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung auf ihrem Siegeszug immer noch frohlichen Zulauf und Anhang. Daß die Freude heute aber nicht mehr ganz ungetrübt ist und daß auch dieses Unternehmen, das zuletzt vierzig Prozent vertheilen konnte, an Geldmangel krankt, läßt sich daraus schließen, daß Anstrengungen gemacht werden, den Handel in ihren Aktien auf München und Brüssel auszudehnen. In München scheint die Zulassungstelle einige Bedenken gegen die ihr zuge dachte Ehre zu haben, während sich die brüsseler Börse durch keine Beklammung, wie verdächtig sie auch auftreten mag, zu irgend welcher Zurückhaltung bewegen läßt. „Die ganze Welt ist mein Feld“, sagt die Trebergesellschaft. Aber trotz allem Hasten nach Erfolg und trotz ihren werthvollen Holzverkohlungspatenten ist der Gewinn aus den Patentverwerthungen, der noch vor drei Jahren 4 350 000 und vor zwei Jahren fast 3 000 000 Mark betrug, auf wenig mehr als eine halbe Million heruntergegangen und der Reingewinn ist von 7 160 000 und 5 780 000 auf 4 810 000 Mark gesunken. Den Aktionären fehlt außerdem fast jede Kontrolle, wo ihr Geld bleibt, und sie müssen sich an den Lobliedern der Fabrikate genügen lassen, — einem gut Theil Zukunftsmusik! So lange sich noch Kläubige in der Welt finden, wenn eine Beschöderung beginnt, und so lange noch aufmerksame Förder vorhanden sind, wenn in das große Horn gestoßen wird, wird es den Kläubigen und Vielgewandten immer nur als ein Zeichen von Ungeklärtheit

geiten, wenn die gläubigen Schafe ungehorsam bleiben. Darum kann auch die „wirthschaftliche Erschließung des Ostens“ mit Hochdruck betrieben werden. Neuerlich ist ein gewaltiger Anlauf genommen worden und alsbald verlangt auch eine junge Königsberger Bank, kaum daß sie ihre ersten acht Millionen verdaut hat, noch mehr Geld. Auch die Städte haben nach wie vor ihre liebe Noth, sich Geld zu verschaffen, und bei der gegenseitigen Kondolation in Nürnberg wird recht wenig herauskommen. Nur ein Mann unter den Mächtigen im Reich kennt keine Geldsorgen: der preußische Finanzminister. Stolz verkündet er, daß Preußen im laufenden Etatsjahr ohne weitere Anleihen auskommen wird. Omi! Es wäre auch peinlich, einzugestehen, daß die alten, dreiprozentigen Konfols noch immer nicht völlig an den Mann gebracht sind. Lyneus.



Notizbuch.

Wenn es hie und da noch einen Uninteressirten geben sollte, der über die Bedeutung der Buchthausvorlage im Zweifel wäre, so brauchte er nur die Artikelreihe „Die Arbeitwilligen“ in der „Sozialen Praxis“ zu lesen, um vollkommen ins Klare zu kommen. Ihr Verfasser, Lujo Brentano, weist sonnenklar und wirklich unwiderleglich nach, daß die Vorlage die Aufhebung des Koalitionsrechtes der Arbeiter bedeutet, daß aber dieses Recht einen wesentlichen Bestandteil unserer Rechtsordnung bildet, und es beseitigen, diese Ordnung verneinen hieße. Besonders packend wirkt der Hinweis darauf, daß unsere Rechtsordnung die Einmischung des Staates in private Kaufverträge verbietet und daß, wo der Staat einmal von diesem Grundsatz abgeht, er es nur „zum Schutze der nationalen Arbeit“ thut, daher sich immer nur zu Gunsten der Verkäufer einmischt, indem er durch Schutzzölle und Ähnliches die Preise erhöht. Nur beim Handel um die Waare Arbeitskraft mischt er sich zu Gunsten der Käufer ein, denen er niedrige Preise sichern will, und hat auch nichts dagegen, wenn die Käufer spottbillige ausländische Arbeiter heranziehen; die nationale Arbeit im engsten und strengsten Sinne des Wortes erfreut sich keines Schutzzolles. Nicht minder packt die Bemerkung, daß es in allen Ständen als gemein und schlecht gilt und unter Umständen ehelos macht, wenn Jemand das Standesinteresse, das Interesse seiner Kameraden, um seines persönlichen Vortheiles willen verräth, daß dagegen beim Arbeiter eine solche Handlungsweise gelobt, die Betheiligung des Gemeinfinnes und der Kameradschaftlichkeit kriminel geahndet wird. Die vortreffliche Abhandlung Brentanos hat nur einen Fehler. Sie nimmt an, daß es

dem Befehlgeber mit dem freien Arbeitsvertrage Ernst gewesen sei. Das ist aber nicht der Fall. Man hat die Hrigkeit aufgehoben, um der Lasten, zu denen sie den Brotherrn verpflichtet, ledig zu werden, und man hat die Arbeitsuche freigegeben in der Erwartung, daß die industrielle Reservearmee den Arbeitslohn stets niedrig halten werde. Sobald überwiegende Nachfrage nach Arbeit oder eine Arbeiterkoalition den Arbeitslohn erhöht, schreien die sogenannten Liberalen, der Lohnfonds reiche nicht aus und die Nationalproduktion gehe zu Grunde, und beweisen dadurch, daß sie auf dem Standpunkt Ricardos stehen, der den Arbeitslohn nicht zum Nationaleinkommen, sondern, wie Schmieröl und Kohlen, zu den Produktionskosten, die Arbeiter also nicht zu den Menschen, zu den Staatsbürgern, sondern zu den Maschinen rechnet. Die sogenannten Konservativen aber haben sich die Aenderung gefallen lassen, weil sie selbst anfänglich Vortheil daraus zogen und weil sie der Macht der den unteren Klassen amezogenen Gewohnheiten des Gehorsams, der Furcht und der Ehrfurcht vertrauten. Diese Lüge der den Lohnarbeitern bewilligten Scheinfreiheit und scheinbaren politischen Gleichberechtigung vergiftet unser ganzes politisches Leben und wird eine gesunde Entwicklung so lange unmöglich machen, bis man sich offen und ehrlich entweder für die Freiheit oder für die Knechtschaft entscheiden wird. Eine gesetzlich geregelte Hrigkeit übrigens, die dem Brotherrn alle Verpflichtungen eines solchen wieder auflegen würde, wäre nicht allein für den Arbeiter vortheilhafter als die manchesterliche Scheinfreiheit, sondern auch weniger unwürdig und undristlich; denn zwischen Herr und Knecht ist ein sittliches und sogar ein menschlich schönes Verhältniß möglich, nicht aber zwischen einer lebendigen Maschine und ihrem Käufer oder Miether. ß.



Vorläufig, schrieb ich vor drei Wochen, habe sich der adelige Grundbesitz wieder als der Stärkere erwiesen. Die seitdem erfolgte Beamtenmaßregelung zeigt jedoch, daß die Regierung schon jetzt die Großindustrie für den stärkeren Theil hält und sich definitiv für sie entschieden hat. Gewiß nicht ohne schmerzlichen Seelenkampf und nur einer erkannten Nothwendigkeit weichend, da die Regierung, welche Personen auch immer man unter diesem Wort verstehen mag, durch den Offizierstand, die höhere Bureaukratie und den Hof mit dem Grundadel zur Lebens Einheit verflochten ist. (Auch die evangelische Geistlichkeit ist in diese Lebensgemeinschaft aufgenommen worden, nicht zum Segen für die evangelische Kirche. Wie kann nach einer neunzehnhundertjährigen Erfahrung die Behauptung gewagt werden, die kaiserliche Hand sei der einzige Halt der Kirche! Die innere Kraft der Kirche wächst und nimmt ab im umgekehrten Verhältniß zur Gunst des Staates und ist dann am Größten, wenn die Kirche vom Staat verfolgt wird. Der Bund zwischen Thron und Altar hat noch überall, wo er längere Zeit bestand, beiden Theilen zum Verderben gerichtet.) Niquels Sammelpolitik war dazu bestimmt, dem drohenden Bruch vorzubeugen oder ihn wenigstens hinauszuschieben. Beide so schmerzlich getroffenen Theile haben ihr Schicksal selbst verschuldet. Denn der Grundadel hat als Agrarierpartei eine falsche Politik getrieben und die Regierung hat diese falsche Politik Jahre lang begünstigt. Es hat nicht an Warnungen gefehlt von Männern, die den Grundadel, den Bauernstand und die Landwirthschaft aufrichtig lieben. Bei einem gewissen Grade der Volks-

dichtigkeit, von der Zeit ab, wo der Ueberschuß der ländlichen Bevölkerung seine Nahrung in der Industrie suchen muß, ist deren Uebergewicht durch die mechanische Thatsache der größeren Kopfzahl der nichtlandwirthschaftlichen Bevölkerung gegeben. Gelangt die Industrie zur Blüthe, so zieht sie aus der immer ärmer — verhältnißmäßig ächter — werdenden Landwirtschaft die Menschen heraus und die Ueberschichtung des Gesamtstaates entvölkert seine Agrarprovinzen. Diesem Prozeß kann nur entgegengewirkt werden durch eine Erweiterung der Staatsgrenzen, die wohlfeiles Land schafft zur Versorgung des bäuerlichen Nachwuchses; nur dadurch kann das Zahlenverhältniß gesund und der landwirthschaftlichen Bevölkerung ihr politisches Uebergewicht erhalten werden. Die Agrarier haben auf Grund einer falschen Diagnose das Heilmittel in der künstlichen Erhöhung der Preise für landwirthschaftliche Produkte gesucht, die das Uebel nur ärger macht. Denn sie erhöht den Bodenpreis, erschwert dadurch den Landwirthen die Begründung eines eignen Herdes, reizt zur Vermehrung der Grundschulden und treibt auf diesem doppelten Wege die landwirthschaftliche Bevölkerung von der Scholle. Außerdem hat die Form der agrarischen Agitation die ganze nicht landwirthschaftliche Bevölkerung erbittert und dadurch jeder antiagrarischen Maßregel geneigt gemacht, also die Katastrophe beschleunigt. Und dem altpreussischen Landadel steht nicht oder nur in geringem Umfang die Möglichkeit offen, sich, wie der englische, für den Ausfall an landwirthschaftlicher Rente reichlichen Ersatz zu verschaffen durch Hausrente, Grundrente, indische Statthalterposten und Beteiligungen an Handelsunternehmungen. Da wir uns gerade an England erinnern: die falsche Diagnose und die falsche Agrarpolitik wäre vermieden worden, wenn man untersucht hätte, welchen Umständen wir es zu danken haben, daß wir uns noch, im Unterschied von England, eines tüchtigen und zahlreichen Bauernstandes erfreuen und daß es mit der Expropriation der Landwirtschaft durch die Industrie bei uns nicht so reizend schnell geht wie dort. ß.



Der Kaiser hat neulich gesagt, nur unter dem Schutze mächtiger Monarchen könne die Kirche gedeihen. Die Geschichte lehrt das Gegentheil. Doch der Kaiser hat, wie jeder Privatmann, das Recht, subjektiven Anschauungen den ihm passend scheinenden Ausdruck zu suchen, und es ist schwer zu verstehen, weshalb das Bekenntniß zu dieser — leicht als irrig zu erweisenden — Ansicht solchen Altweider Sommerlärm erregen konnte. Eben so eigenartig ist die persönliche Psychologie, die den Kaiser veranlaßt hat, die Frau seines Großvaters, über deren politisch unheilvolles Wirken in Bismarcks und Bernhards Memoiren Erbauliches zu lesen ist, vor irgend einer festlich gestimmten Versammlung die „große Kaiserin“ zu nennen. Und auf den Ruf, den der Kaiser an die Pfarrer beider christlichen Bekenntnisse ergehen ließ und der sie mahnen soll, die Achtung vor der Obrigkeit und deren Walten zu fördern, ist zu erwidern, daß ein solches Wirken den Pfarrern durch die frühere Weisung des Kaisers erschwert — oder richtiger: unmöglich gemacht — wird, die dahin ging, Pastoren hätten sich um Politik überhaupt nicht zu kümmern. Sonst ist vom staatlichen Leben der deutschen Reichsbürger nichts Neues zu melden. Die zur Disposition gestellten Beamten sind noch nicht aus dem Dienste eines Staates getreten, dessen Spigen sich

ihnen so merkwürdig fühlbar machten, und die wegen unzureichender Kanalfrömmigkeit ihrer Charge entbürdeten Hofdiener sind geschmackvoll genug, Schmerz oder Freude dem Blick der Reugier zu verhüllen. Ob schon neue Landräthe gefunden wurden, die entschlossen sind, für jede etwa noch kommende Sinnesänderung der p. t. Regierung mannhafte und unentwegt einzutreten und die im Augenblick gerade als die heiligsten bezeichneten Güter der Natur heroisch zu schützen, wenn ihnen rechtzeitig von Berlin aus die jeweilige Stala der Heiligkeit mitgetheilt wird, — darüber wissen selbst die Inspirirtesten noch nichts Gewisses. Einweilen wird der Bund der Landwirthe behörblich skianirt, dessen Führer und Mitglieder doch an Loyalität und Freude an Kämpfen gegen den Umsturz, den, wie es scheint, noch immer drohenden, wirklich nichts zu wünschen übrig lassen, und die Liberalen freuen sich, wie in der Schule die Kinder, wenn zur Abwechselung einmal auch die auf den vordersten Bänken sitzenden Schüler den Batel des Herrn Magisters zu kosten kriegen. Diese Freude jeder Partei an den Fuhritten, die eine andere erhält, ist ein für die Beurtheilung unserer — ach Du lieber Gott! — politischen Zustände wichtiges Symptom. Und recht anmuthig ist es auch, zu beobachten, wie die gestern den heute Beknuften und Geprügelten sich gesellen, um gemeinsam Herrn von Miquel anzufallen. Wie vielleicht ist ein deutscher Minister so beschimpft worden. Warum? Weil er Etwas kann. Er kann zwar durchaus nicht so viel, wie seine Lober früher meinten oder wie sein Wirken im Anfang zu verheissen schien. Er ist recht alt geworden und sein schöpferisches Vermögen ist arg geschwächt. Immerhin steht er in der Kollegenschaar wie ein Titan unter strophulösen Zwergen. Und deshalb wird er rastlos beschimpft. Ein Talent, doch kein Charakter, heulen die tugendhaften Bären des Parlamentes und der Presse, ein unzuverlässiger Patron, der — man denke! — nicht stets das letzte Ziel seiner Wünsche entschleiert. Sie wollen keinen Minister, der einer Leistung fähig ist, der Etwas prästirt und repräsentirt, der an Sachkenntniß und Intelligenz ihnen überlegen ist. Einen solchen Mann können sie nicht brauchen. Das fehlt gerade noch! Weg mit ihm! Ihr Ideal ist der Typus Hohenlohe, den selbst ein winziger Parlamentsredner oder Zeitungschreiber noch um Haupteslänge überragt, der sogar an der Oberfläche der Dinge nicht Bescheid weiß und deshalb nie eine bestimmte Stellung wagen darf. So wars immer, wirds immer sein. Nur sollte man den Spatz nicht so weit treiben, in scheinbar ernstern Reden und Schriften darüber zu streiten, ob der Gutsherr von Werki für oder gegen diese oder jene Maßregel gesprochen oder gestimmt hat. Es ziemt sich nicht, zum Gegenstand bitterer Satire einen alten Herrn zu machen, von dem selbst die heftigsten Gegner, wenn es solche gäbe oder geben könnte, sagen müßten: Ein solcher Minister hat noch niemals an der Spitze einer großen Staatsverwaltung gestanden.

